

# Spuren

in Kunst und Gesellschaft

Nr. 23

April/Mai '88

ISSN

0176-7240

DM 8,-

Sich in Übereinstimmung bringen  
Texte aus der DDR

# Editorial

Noch bevor Mitglieder oppositioneller Gruppen in der DDR in den vergangenen Wochen neuen Verfolgungen durch die SED ausgesetzt waren, hatten wir den Schriftsteller Lutz Rathenow gefragt, ob er, gemeinsam mit anderen DDR-Autoren, ein Heft der "Spuren" zu gestalten bereit sei. Rathenow sagte zu. Die Texte, die er schickte, wie auch eine Reihe von Fotos bilden das vorliegende Heft, das deshalb auch vom gewohnten Erscheinungsbild dieser Zeitschrift abweicht.

Es fehlt ein als theoretischer Beitrag hervorgehobener Text; ebenso fehlen die Rezensionen: die Frage, ob wir die DDR-Texte um Beiträge westdeutscher Autoren ergänzen sollten, haben wir nach kurzer Diskussion verneint. Allein die Fotoserie ist von uns ausgesucht und in das Heft eingeführt worden. Sie entstand vermutlich vor 1945; ihr Autor ist unbekannt; wir haben ihr den Titel "Die Kaltschmiede" gegeben.

Erstmals erscheinen die "Spuren" auch typografisch in veränderter Form. An die Stelle der Caslon tritt von nun an die Times-Roman, die Univers im Magazin wird durch die Helvetica ersetzt. Die typografische Veränderung maskiert indes nur eine technische, die im Wechsel vom Fotosatz zu anderen Verfahren der Texterfassung und -verarbeitung besteht. Wir hoffen nicht zuletzt, daß der Einsatz anderer Techniken in Zukunft auch ein rascheres Erscheinen der "Spuren" ermöglichen wird.

Hans-Joachim Lenger

**Nicht nur die DDR-Literatur befindet sich in einem grundlegenden Wandel. Ähnliche Entwicklungen sind in der bildenden Kunst und der Fotografie zu beobachten. Das staatliche Theater und der offizielle Filmbetrieb verweigern sich zwar im wesentlichen jener als Auflösungserscheinung traditioneller Ästhetik beschreibbaren Entwicklung, aber auch in diesen Medien existieren neue subkulturelle Ansätze.**

Ich stelle einige Aufsätze, Prosatexte und fotografische Arbeiten vor. Eher erzählerische stehen neben analytischen Texten. Die grundlegende Auseinandersetzung *Peter Böhlig's* fixiert ein neues Generationengefühl und versucht dahinterliegende Haltungen zu erkunden. Diese neue Kunst scheint manchmal weniger subjektiv, eher austauschbar in den einzelnen Erzeugnissen. *Michael Thulins* Aufsatz bestätigt dies anhand der Gedichte *Reiner Schedlinskis*, doch lebt auch diese neue Anonymität vom ganz eigenständigen Impuls. Der Kunstkritiker *Christoph Tannert* öffnet den Blick für Bereiche der bildenden Kunst. Neben Ähnlichkeiten mit literarischen Entwicklungen fällt ein stärkerer Einfluß der Sinnlichkeit auf. Die Verweigerung staatlicher Zielvorgaben muß nicht gesucht oder erarbeitet werden, sie ist von Anfang an da. Doch auch jede subkulturelle oder oppositionelle Szenerie läßt eigenständige Machtmechanismen entstehen, mögen sie noch so bescheiden strukturiert sein. Es spricht für die Sensibilität neuer DDR-Autoren, wenn sie solche Spannungen nicht ausklammern. Die Auszüge aus dem Roman von *Detlef Opitz* sind ein Beispiel dafür. Es spricht für die mangelnde Sensibilität westlicher Verlage, wie langsam sie diese neue Literatur entdecken. 1987 erhielt den bundesdeutschen Grimm-Preis der Hallenser Lyriker *Wilhelm Bartsch*, Anfang 1988 bekommt die ostberliner Dichterin *Elke Erb* den Peter-Huchel-Preis. Beide DDR-Autoren für Bücher, für die sich im Westen kein Verlag fand. So steht die begierige Aufmerksamkeit der Verlage und Medien gegenüber einem Teil der eher traditionell erzählenden Literatur im schroffen Kontrast zu der Abstinenz, was neue, ungewohnte lyrische und erzählerische Ansätze betrifft. Hier soll

darin erinnert sein: mit *Georg Maurer* und *Uwe Greßmann* ist das Werk zweier bedeutender DDR-Lyriker bis heute auf dem bundesdeutschen Buchmarkt gänzlich ausgespart. Auch ein *Detlef Opitz* oder der mit dem Prosafragment "Die Verwilderung" vorgestellte *Wilfried Linke* suchen seit Jahren vergeblich eine größere Möglichkeit zur Veröffentlichung in der Bundesrepublik. Eine in der DDR allerdings auch. Wenigstens die Gedichte *Reiner Schedlinskis* und *Lothar Walsdorfs* haben sie.

Mit den neuen Fragen sind die alten Probleme nicht verschwunden. Verhaftungen und Beschlagnahme von Texten erinnern daran, daß die Staatssicherheit kaum mit neuen Methoden experimentiert. In kleinen künstlerischen Szenekreisen werden jene grundlegenden Fragen manchmal mit Erfolg ausgeblendet, für den Rezipienten der Kunst sind sie ohnehin da. Der Text von *Thomas Günther* zeugt davon. Noch mehr jener, den das Magdeburger Schriftsteller-Ehepaar *Johanna Braun* und *Günter Braun* verfaßte. Ihre als Science-Fiction getarnten Gesellschaftssatiren fanden in Ost und West zu wenig Beachtung. Zumindest haben sie mit Suhrkamp einen Verlag, der ihren Erzählstil honoriert.

Hier wird kein repräsentativer Überblick vermittelt, nur ein erster Einblick. Weiterführende müssen folgen; Verlage, die an deren Erarbeitung interessiert sind, dürfen sich bei der Redaktion melden.

Lutz Rathenow

# Impressum

Spuren - Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft, Lerchenfeld 2, 2 Hamburg 76  
Zeitschrift des Spuren e. V.  
in Zusammenarbeit mit der Hochschule für bildende Künste Hamburg

*Herausgeberin*  
Karola Bloch

*Redaktion*  
Hans-Joachim Lenger (verantwortlich),  
Jan Robert Bloch, Jochen Hiltmann,  
Ursula Pasero

*Redaktionelle Mitarbeit*  
Manfred Geier, Jens Hagedstedt,  
Martin Hielscher, Lothar Kurzawa,  
Torsten Meiffert, Khosrow Nosratián,  
Gunnar Schmidt

*Redaktionsassistentin*  
Susanne Dudda

*Gestaltung und Druck*  
Eberhard Neu

*Satz*  
Gunda Nothhorn

## *Autoren dieses Heftes*

Peter Böthig, Claus Bach, Günter Braun,  
Johanna Braun, Holger Eckermann,  
Thomas Günther, Harald Hauswald,  
Wilfried Linke, Det Opitz, Lutz Rathenow,  
Udo Scheer, Christoph Tannert,  
Michael Thulin

Die Redaktion lädt zur Mitarbeit ein. Manuskripte bitte in doppelter Ausfertigung mit Rückporto. Die Mitarbeit muß bis auf weiteres ohne Honorar erfolgen. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe.

Die "Spuren" sind eine Abonnementzeitschrift. Ein Abonnement von 6 Heften kostet DM 48.-, ein Abonnement für Schüler, Studenten, Arbeitslose DM 30.-, ein Förderabonnement DM 96.- (Förderabonnenten versetzen uns in die Lage, bei Bedarf Gratisabonnements zu vergeben.) Das Einzelheft kostet im Buchhandel DM 8.-, bei Einzelbestellung an die Redaktion DM 10.- incl. Versandkosten. Lieferung erfolgt erst nach Eingang der Zahlung auf unserem Postscheckkonto Spuren e. V., Postscheckkonto 500 891-200 beim Postscheckamt Hamburg, BLZ 200 100 20, oder gegen Verrechnungsscheck.

# Inhalt

Peter Böthig  
**sprechen wir von uns**  
*eine negation der negation von literatur S.4*

Thomas Günther  
**...wohnhaft Nummer Sechs: Prenzlauer Berg**  
S.6

Michael Thulin  
**Die Texte Schedlinskis**  
S.11

Johanna Braun / Günter Braun  
**Sich in Übereinstimmung bringen**  
*Einseitiges Gespräch mit dem Autor S.13*

Lutz Rathenow  
**Drei Texte**  
S.15

Det Opitz  
**Roulette mit Neigung**  
*Auszüge aus einem Roman S.33*

Holger Eckermann / Christoph Tannert  
**Konkurs der Off-Szene?**  
*Ein Gespräch über junge Künstler in der DDR S.43*

Wilfried Linke  
**aus "Die Verwilderung"**  
*ein prosa poem S.48*

Udo Scheer  
**Geschichten von Bodo Hake**  
S.50

**Die Kaltschmiede**  
*Fotoserie S.19-32*

# sprechen wir von uns

*eine negation der negation von literatur*

**carl gustav jochmann, der livländische spätaufklärer, wußte bereits vor über 150 jahren: "der einzige preis, um den uns die wahrheit ihre orakel verkauft, heißt öffentlichkeit." er wußte aber auch, daß eine neue öffentlichkeit fordern heißt, eine neue gesellschaft zu fordern. das problem ist alt, so alt wie die aufklärung, und es hat im zeichen verwalteter kultur und mediengesellschaft noch zusätzliche dimensionen erhalten. es trifft wenn nicht ins herz, so in die leber der bestehenden verhältnisse. die leber aber sind wir, wie der dichter stefan döhring sagt: "leber töterer liebe / leber töteren glaubens / leber töterer hoffnung". sprechen wir von uns, denn nichts ist tötender als sich selbst zu vergessen, z.b. im nachdenken über die kulturellen abgrenzungen, die uns als kulturpolitischer alltag begeben.**

gebeten um einen beitrag, notierte ich in mein notizbuch: abgrenzung ist der wunsch nach einer heilen welt. wenigstens im kleinsten der eigenen verfügbarkeit, die welt ist aber nicht heil (wenn auch nicht heillos), sie ist noch im privatesten und intimsten widersprüchlich. heile welt meint reinheit, und genau die gibt es nicht, weder in der natur, noch in der gesellschaft noch in der kunst; es sei denn um den preis der stilllegung. (ulrich horstmanns vision vom weißen (!) sand, der aus den augenhöhlen bleicher (!) schädel rinnt: dann wird endlich ruhe sein!) der wunsch nach reinheit ist tief in der europäischen denktradition verwurzelt (christentum, alle "reinen lehren"), und er hat einen neuen impuls bekommen, je unreiner, bis hin zur erneut "reinen" kriminalität, die gesellschaftliche praxis auswuchs. die arbeiterbewegung und die sozialistische denktradition haben diesen wunsch als soziale utopie übernommen und okkupiert. angetreten unter der maßgabe para-

diesischer inhalte, lag es auf der hand sich abzugrenzen (schon um sich nicht zu beschmutzen) und das neue in "reinkultur" zu praktizieren. nebenher fielen und fallen die eigenen unreinheiten unter den tisch. dort häufen sie sich und faulen. jede reinheit fault von unten, was nichts anderes heißt als: jede abgrenzung nach außen geht einher mit einer ausgrenzung nach innen. was zu lernen wäre, und einen wandel der ganzen europäischen kultur bedeute, ist die fähigkeit, mit offenen, ungelösten widersprüchen produktiv umzugehen, und sie nicht als übel zu tabuisieren, zu verdrängen oder zuzukleistern. der systemgedanke und der ausschließlichkeitsgedanke beherrschen die klassische und auch die nachfolgende deutsche philosophie und wirken noch heute lähmend.

soweit meine ins metaphysische drängenden notizen. doch sprechen wir nicht über die abstrakta, sprechen wir über uns (wer wird da wohl alles mitreden können?). sind wir denn betroffene all der verluste und einbußen, die die politik der abgrenzung / ausgrenzung seit 40 jahren gezeitigt hat? wohlgemerkt, es geht nicht um widerspruchsfreiheit, auch kulturpolitik wird sich immer in widersprüchen vollziehen, es geht um das ausschalten des widerspruchs durch ignorante, obrigkeitliche anmaßungen. denn ein solcher strang der ausschaltungen zieht sich, als ein strang neben anderen natürlich, durch die geschichte der kultur des landes. da sind in den fünfzigern ernst bloch, hans mayer, kantorowicz, da ist eislers faustus oder die tatsache, daß brecht in der ddr kein einziges stück mehr fertigebracht hat. da sind die sechziger, peter huchel, uwe großmann, inge müller, selbst kants "impressum" mußte drei jahre liegen, ehe es erschien ("ich will nicht minister werden"). da sind die siebziger, deren fakten jeder kennt, und die achtziger. eine auflie-

stung wäre ermüdend und traurig und, wie gesagt, einseitig. die ursachen dieser, häufig später bereuten und vorsichtig revidierten muskelspielereien der macht sind immer gleich: unfähigkeit, sich auf eine vielspurigkeit einzulassen, frontenducken, bequeme selbstgerechtigkeit. auch wem nichts an brecht liegt, ist davon betroffen (weil mitverwaltet).

es gab in der literaturwissenschaft am anfang der achtziger das schlagwort vom "mündigen leser" als tendenz der wirkungsabsicht etlicher ddr-autoren (allerdings mußte man das bald erheblich einschränken). dieser begriff war abgeleitet von immanuel kants 1784 getroffener bestimmung der aufklärung als "ausgang des menschen aus seiner selbstverschuldeten unmündigkeit". verbunden wurde damit die vorstellung vom freien, gleichberechtigten, nicht belehrenden und bevormundeten diskurs zwischen autor und leser. so sehr der begriff einigen wenigen werken entsprach, so falsch war seine suggestive verallgemeinerung, wenn man ihn auf den kommunikationsprozeß literatur bezog. denn in diesem speist sich die rezeptionsseite aus dem gesamten ensemble der kultur. und dafür sind einzelne texte relativ machtlos gegenüber der gesamten struktur der kulturellen kommunikation. das haben alle großen aufklärer heimlich gewußt. auch brechts "radiotheorie" vom umfunktionieren des mediums vom bloßen "distributionsapparat" zum wirklichen kommunikationsmittel, bei dem jeder empfänger auch sender sein könne, nimmt dort seinen ansatz. aus heutiger erfahrung weiß man, daß sich dieser wunsch, genau wie benjamins filmästhetik, als illusion erwiesen hat, da die massenmedien als beherrschendes kulturelles medium weder zu kollektiver handlungsfähigkeit noch zum "mündigen" wirklichkeitszugriff beitragen, sondern zur isolie-

rung und atomisierung der individuen. das überall des fernsehbildes ist das nirgendwo des empfängers. die fiktive verfügbarkeit über die realität ist die reale ohnmacht. the medium is the message, wie McLuhan sagt. dies ist ein mechanismus der strukturellen gewalt: ruhmstellung durch fiktive befriedigung.

ein sehr ähnlicher mechanismus, wenn auch auf anderer ebene, läßt sich für die herrschende restriktive und degenerierende publikations- und verlagspolitik zeigen. die ausschließlich von oben nach unten funktionierende entscheidungsbefugnis, beschränkte zugänglichkeit und privilegierungen, praktiken des ausgrenzens nichtgenehmer autoren und texte, die isolierung von "nichtangepaßten" texten aus ihren kontexten (wenn sie schon einzeln erscheinen dürfen), streichungen von textpassagen (öffentlich nachprüfbar in den seltensten fällen, nur bei betriebsunfällen wie dem vorabdruck von Cibulka's "swantow" im ndl 4/81, wo er auf den monat genau fünf jahre vor tschernobyl bedenken gegen akw vorbringt, die dann im buch fehlen), all dies wirkt sinnentleerend auf die literatur und die rezeptoren. die literatur, die sich in diesem dschungel zu bewegen hat, wird in ihrer kritischen, bewußtseins- und öffentlichkeitsstiftenden funktion entmachteter. der leser sieht sich, unabhängig vom einzelnen text, der ihn möglicherweise trotzdem noch anregt, allein durch diese struktur der öffentlichkeit entmündigt und desorientiert. eine derart zentralisierte öffentlichkeit verabreicht dem leser kultur wie ein medikament. kultur gehört aber nicht denen, die sie verwalten, sondern jedem, der sie produziert, also allen lesern. es gehört zur hybris der aufklärer (die auch zu dem in der postmodernen diskussion so genannten "scheitern des projekts aufklärung" führte), zu meinen, man könne durch die

einfache oder auch zusammengesetzte wahrheit oder durch geeignete werkstrukturen, die aber im herrschenden, von oben geleiteten diskurs verbleiben, (Brechts v-effekt), dem publikum möglichkeiten anbieten, die es zur eigenen artikulation nutzen könnte. doch dazu muß es über eine sprache verfügen, in der es selbst vorkommt, und eine sprache verlassen können, in der tendenziell jeder versuch, ich zu sagen, ins groteske ausschlägt. jedoch "ein stummer gedanke ist ein toter" schrieb jener c. g. jochmann, und gebiert eine "stumme gesellschaft", auch wenn in ihr noch so viel palavert wird. denn "mündigkeit" ist nicht, daß man den lesern einen mund gibt, sie müssen ihn sich schon selbst nehmen, die vorgegebene und verwaltete sprache des herrschenden diskurses bietet aber schon lange keine reibungsflächen zu produktiver auseinandersetzung mehr, die das eigene erleben und erfahren artikulierbar macht, sondern zermürbt in ihrer legitimistischen phraseologie das eigene denkvermögen. in dieser sprache kann man sich bestenfalls bemündeln, nicht aber artikulieren.

es hat sich in der ddr in diesem jahrzehnt eine alternative kultur herausgebildet (zunächst vornehmlich in berlin, leipzig und dresden, punktuell aber auch in anderen städten), die einen ausbruch aus dem entfremdeten diskurs der landessprache darstellt. verbunden mit veränderungen der lebenspraxis eines teils ihrer generation, haben sich etliche junge künstler auf die suche nach der eigenen sprache gemacht, die sich jenseits der ab-, aus- und eingrenzenden implikationen der herrschenden scholastik entfaltet. wenn reiner schedlinski schreibt: "ich kann nicht mehr dialektisch denken", so wendet sich dies gegen die vorschreibenden denk-schemen, die "schweine-dialektik", die keine probleme mehr greift, sondern

sich selbst zum sieger über die widersprüchliche macht. und wenn Sascha Anderson sang: "die funktionäre sind im widerstand", so faßt dies in der gegebenen kürze die realen und sprachlichen verdrehungen der aktuellen kultur zusammen.

schon 1979 sah Jürgen Habermas (durchaus mit der arroganz der arriviertheit) "einen kranz surrealistischer erscheinungen an den rändern der gesellschaft", die er als "suchbewegungen" diagnostizierte. dazu gehört das organisieren einer eigenen, unabhängigen öffentlichkeit über mappen-editionen, zeitschriften und galerien. einige dieser projekte, wie Andersons Lyrik-graphik-edition, die zeitschriften "schaden" und "ariadnefabrik" oder die leipziger galerie "eigen+art" sind inzwischen längst über das tastende suchen hinaus. daß dieser prozeß kein einseitiger, geradliniger sein kann, versteht sich. er ist auch in sich widerspruchsvoll, und er ist gezeichnet von dem, wovon er sich absetzt. auch diese "suchbewegung" kennt desinteresse und verweigerung: die gegenüber den ausgrenzern und verweigerern. dadurch entsteht der nimbus einer "szene", einer bewegung, einer einheitlichen kulturellen strömung (die sie nicht ist). zugleich ist sie immer bedroht, vom diskurs der macht umspinnen, fixiert und umcodiert zu werden. in abwehr dagegen wiederum entstehen hermetismen. ähnliche mechanismen ließen sich viele zeigen.

aber wie auch immer: dieser prozeß wird sich verstärken, und die richtung heißt: sprechen wir von uns. in unserer sprache.

# ... wohnhaft Nummer Sechs: Prenzlauer Berg

## 1

Mein Zuhause ist der Hinterhof. Ich wohne im Seitenflügel, ganz oben - wie man sagt - 4. Stockwerk, links. Eigentlich sollte ich mich nicht beklagen. Jeder, der unangefordert in die Stadt kommt, wie ich es damals tat, und sie sich erobern will, fängt so oder ähnlich an, mit einer Bude, aus einem Zimmer, einer Küche und einem Korridor bestehend. Toiletten befinden sich außerhalb der Wohnungen, eine halbe Treppe tiefer. Selbstverständlich benutzt man sie mit dem Nachbarn zusammen. Wer mich das erste Mal besucht, sagt meist, daß er es nett hier finde. Immerhin, es sei doch eine Wohnung, ich könne die Tür hinter mir zuschließen und hätte Ruhe..., und das reiche aus, vorläufig. Dabei geht mir nicht aus dem Sinn, daß ich für das Amt der Wohnraumverteiler zu den *Endversorgten* zähle. Einem allein steht den Verordnungen nach ein Zimmer zu und nicht mehr. Aber ich behalte den Vorbehalt für mich. Der näheren Erläuterungen müde, weiß ich doch, daß da kein Gast mir helfen kann.

## 2

Seit ich eingezogen bin, habe ich nicht viel verändert. Die Möbel, aus dem Sperrmüll zusammengetragen und stilllos aneinandergestellt, erfüllen ihren Zweck. Nichts ist mir in diesem Zustand fremder als die Mühe des Einrichtens. Das Zimmer, in dem ich lebe, wo ich schlafe, arbeite, Feste feiere und - mir der Beengtheit eines Raumes bewußt werdend - manchmal Depressionen anheimfalle, hat den Charakter eines Unterschlupfes angenommen. Ich ziehe mich hierhin zurück und bin von der Außenwelt abgeschottet. Meine Behausung sei von der besten Art: ich kann tun und lassen, was ich will. Das Einzige, was sich gelegent-

lich verändert, sind die Bilder an den Wänden. Mit ihnen halte ich Zwiesprache. Sie sind mir unentbehrlich geworden. Fehlten sie, wäre das Zimmer ein toter Ort und nicht mein Zuhause. Was da hängt, schafft eine magische Verbindung zu dem, was gewesen ist und dem, was sein könnte. Es nährt die Vorstellung einer möglichen, einer unverwundbaren Utopie. Ich stehe mittendrin und bin in diesem, meinem Zimmer der Nabel der Welt, eine offen liegende Haut.

Die Ordnung, welche ich bevorzuge, ist meine ureigenste: eine für Eindringlinge sichtbare Unordnung. Aber das macht nichts. Wer soll sich außer mir denn zu rechtfinden? Es steht kein Konzept dahinter. Unruhe entsteht von selbst. Ich brauche sie nicht herbeizuwünschen und kokettiere nicht damit. Da alle Manuskripte, Bücher und Schallplatten, Notizblöcke und Kugelschreiber, mit einem Griff erreichbar sein müssen, stelle ich die Utensilien in greifbare Nähe. Das verkleinert den Radius, in dem ich mich bewegen kann, und das Zimmer wächst mir langsam zu, doch es läßt auch die Begrenzung der vier Wände vergessen. Mitunter gelingt es mir auf diese Weise, mit offenen Augen, allein der Phantasie verschworen, woanders zu sein. Tisch und Stühle habe ich zu Requisiten degradiert. Auf meinen hausgemachten Reisen im vierten Stockwerk begleiten sie mich als Flugobjekte meiner entgrenzten Erfahrung.

Ich sollte mich wirklich nicht beklagen.

Andere haben mit möblierten Zimmern angefangen oder in Kellerlöchern gehaust, nur um hier, in dieser Stadt bleiben zu können. Auch im Vergleich zu den großen Wohnungen im Vorderhaus, die dem Lärm von der Straße ausgesetzt sind, wohne ich komfortabel: still und abgechieden. Der Krach aufheulender Moto-

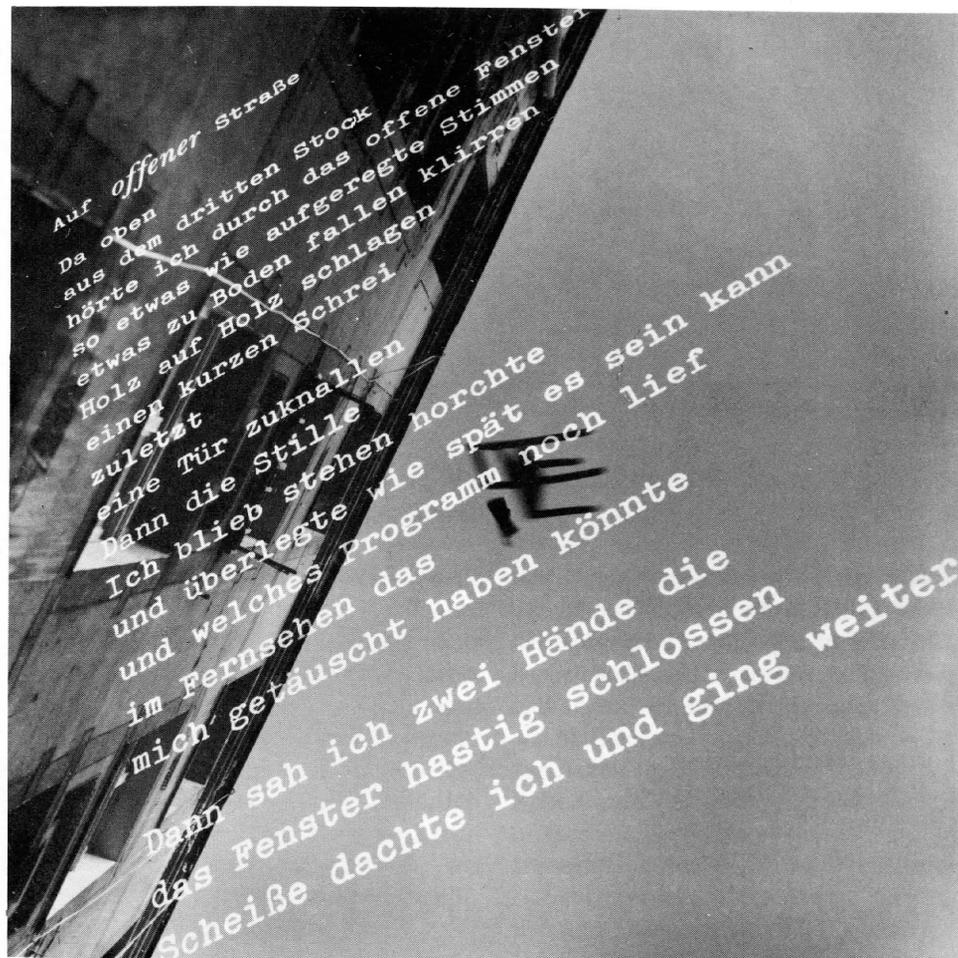
ren dringt nicht an mein Ohr. Dafür höre ich Kindergeplärr den ganzen Tag lang, und im Sommer, bei geöffneten Fenstern, Musik aus zahllosen Lautsprechern. Schallwellen überschlagen sich. Die Mitbewohner haben zur Genüge ihren Geschmack verraten. Was die Musik anbelangt, stehen wir auf Kriegsfuß miteinander. Die Wattzahlen entscheiden über den Ausgang regelrechter Phongefechte. Selten, daß der Klügere nachgibt.

Zum Glück trampelt mir niemand auf der Decke herum. Über meinem Wohnzimmer befindet sich der Wäschboden, der mit Gerümpel vollgestellt ist. Aufgelöste Haushalte und Verstorbene lassen grüßen! Betritt jemand den Boden, höre ich es überdeutlich. Jeder Schritt ist verfolgbar. Es kommt mir vor, als schlurfe man in zentnerschweren Pantoffeln über die Dielen. Darüber, und das tröstet, ist schon der Himmel und keine weitere Etage.

In den Morgenstunden und während des Vormittags scheint die Sonne in meine Wohnung. Davon habe ich jedoch meist nichts, weil ich um diese Zeit außer Haus bin oder an meinen freien Tagen zu lange im Bett liege. Hinterher ärgere ich mich dann immer, über den Standort des Hauses, die Bewegung des Planeten, und über meine verwunschene Sentimentalität.

## 3

Von den Leuten im Haus weiß ich immerhin etwas. Der Nachbar ist Mitropa-Kellner bei der deutschen Reichsbahn. Er und seine Frau, die er sein Mädels nennt, hausen in wilder Ehe. Sie sind oft zu unterschiedlichen Zeiten daheim, was das Leben zu zweit, in einem Zimmer, vielleicht erträglicher macht auf Dauer. Als Paar haben sie zumindest Hoffnung, hier herauszukommen. Nur dürfen sie sich nicht



vorher trennen. Wenn er unterwegs ist, verschließt sie doppelt die Wohnungstür, am Tage wie in der Nacht. Man könnte vermuten, sie hat schlechte Erfahrungen gemacht mit Männern. Aber vielleicht sind es auch nur die Warnungen der Kriminalpolizei, die sie vorsichtig sein lassen. Jack the Ripper lauert überall! Geöffnet wird nur auf besondere Klopf- und Klingelzeichen. Ich kenne mittlerweile die verschiedenen Rhythmen und wäre imstande, sie einmal kräftig zu erschrecken, aber die Sache ist es nicht wert.

#### 4

Ihre zwei Zentner reizen mich nicht. Außerdem kann sie mich nicht leiden. Einmal drohte sie damit, mich zu verklagen wegen Ruhestörung nach 22 Uhr. Meine Freunde blickt sie scheinbar von der Seite an. Für sie sind es samt und sonders Assis, Penner und Halb-Welt-Schranzen, und das nur, weil sie mich oft abends nach Zehn besuchen. Zum Krach mit dem Nachbarn kam es, als mir die Frau unterstellte, daß ich die Toilette vollgekotzt hätte. Ich wußte davon nichts und schob es

auf den Umstand, daß das Klo, unabgeschlossen, praktisch wie ein öffentliches Häuschen für jeden Trunkenbold zugänglich sei. Aber wer verirrt sich schon in den vierten Stock? Sollte es etwa doch jemand von meinen Bekannten gewesen sein? Auf Grund dieses unaufgeklärten Ereignisses hat der Nachbar ein Vorhängeschloß gekauft. Jeder besitzt seither einen Schlüssel für die Notdurft. Ausreden für Verunreinigungen gelten nicht mehr. Wer auf die Brille pinkelt, Klopapier neben das Becken wirft oder Schweinereien in anderer Weise verursacht, wird zur Rechenschaft gezogen, unmißverständlich. Das ist nun gewiß! Es versteht sich, daß wir jeder unser eigenes Toilettenpapier benutzen. Wie der Nachbar, lagere auch ich es in der Wohnung und nicht etwa dort, wo es hingehört. Jede neue Begegnung mit ihm und seiner Festen, im Treppenhaus oder auf der Straße, läßt eindeutigen Blickes keinen Zweifel aufkommen, daß wir vollständig miteinander verkracht sind. Statt eines Grußes muffeln wir etwas vor uns hin oder öden uns wortlos an. Es gibt keinen wirklich einsehbaren Grund

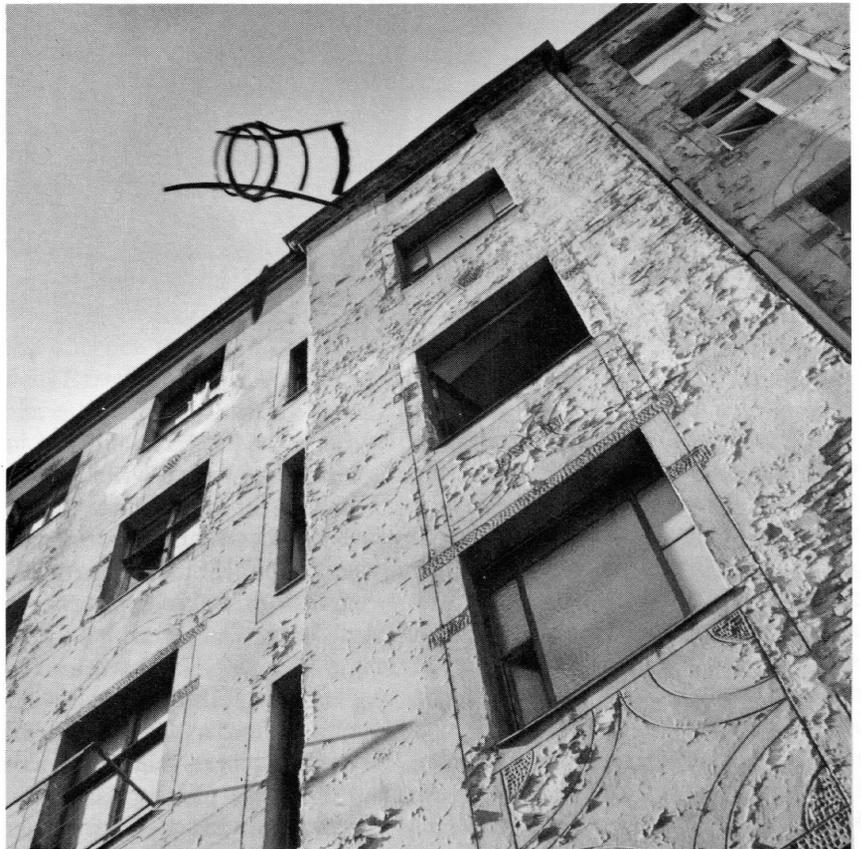
dafür, doch so wie es ist verhärtet es Gewohnheit, und sicher wird sich nichts mehr daran ändern, bis wir durch einen Umzug uns einst für immer aus den Augen verlieren werden.

Unter mir ist es zur Zeit unbewohnt. Aus Gründen, die niemand genau weiß, sitzt der Mieter im Gefängnis. Es wird von Zuhältereien gemunkelt, und das wiederum bringen die Rätseľnden in Verbindung mit asozialer Lebensweise. Also auf gut deutsch: nicht arbeiten gegangen und zu gut gelebt! Durch Hofgespräche, die von Fenster zu Fenster geführt werden und bis zu mir hochschallen, erfahre ich zufällig, daß er bereits mehrfach zu Haftstrafen verurteilt wurde und angeblich dieses Mal für lange wegbleibt. Ich verstehe, ein Rückfalltäter! Ich kann nicht sagen, daß ich ihn bedaure oder Sympathie für ihn habe, denn er rächte sich an meinem Schreibmaschinengeklapper mit nächtlichen Musikorgien bis in den Morgengrauen. Schlafen konnte ich eine Zeit lang nur mit Tabletten. Mothers little helper halfen auch mir. Oft, wenn mich die Stille während des Tages wunderte, schaute ich vom



Fotographische Aktion  
in Berlin, Prenzlauer Berg  
von Claus Bach,  
Sabine Jahn, Thomas Günther.

*Fotos: Claus Bach*



Hof aus zu den geschlossenen Fenstern hinauf. Doch nie bekam ich heraus, ob der Radaubruder den Tag verschläft oder scharwenzeln geht.

Gegenüber die Wohnung muß der Verwaltung vollkommen aus der Kontrolle geraten sein. Anders scheint es nicht erklärbar, daß ständig Namensschilder an der Tür wechseln, Möbel lautstark gerückt, herein- und herausgetragen werden, Leitern und Eimer an der Treppwand stehen, als gehöre die gesamte Etage den Mietern. Immer andere Gesichter begegnen mir, freundlich grüßend. Man tut so, als fürchte man keineswegs, daß einer dieses Treiben eines Tages hinterfragt. Dabei kann sich jeder denken, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht. Im Vorderhaus wäre das unmöglich. Bei uns jedoch, im Seitenflügel des Hinterhofes, gelten die Gesetze lockerer... - zumindest bilden wir uns das ein.

Zwei Etagen tiefer ist ein junges, verheiratetes Paar eingezogen. Man sieht sie nur selten, denn er dient bei der Armee, und sie hält sich immer nur dann im gemeinsamen Liebesnest auf, wenn er Urlaub hat. Wo sie sonst wohnt, weiß niemand. - Vielleicht hat die Schwiegermutter sie unter Aufsicht genommen. - Die beiden grüßen, als hätten sie etwas zu verbergen, oder zu großen Kummer. Im Haus wirken sie wie Fremde, als seien sie hier gegen ihren Willen inquartiert worden.

Der Kunde daneben hat sich im ganzen Umkreis zum Gespött gemacht. Ein paar Wochen nach dem Tod seines Vaters verscherbelte er dessen Tischlerwerkstatt für zwei Kisten russischen Wodka. Jetzt kann niemand mehr zum Sohn des alten Niklas gehen und sich Werkzeuge aus Reichsbeständen borgen. Auch ich hatte einst, als ich einzog, davon profitiert. Dafür begrüßt mich der junge Mann mit Handschlag wie einen alten Saufkumpan,

wenn wir uns im Haus oder in der Kneipe begegnen. Immer will er mit mir auf seinen toten Vater anstoßen, doch ich habe ihn jedesmal vertröstet. Er ist nicht nachtragend und vergißt meine Ausflüchte schnell wieder, weil er meist nicht mehr ganz nüchtern war, wenn er mich einlud. Einmal, als ich mitten in der Nacht nach Hause kam, standen seine Wohnungstür und die Tür zum Wohnzimmer offen. Das Licht war aus, das Radio lief leise. Ich überlegte einen Moment, ob ich nach dem Rechten schauen sollte oder nicht ... als ich dann ein Schnarchen von drinnen hörte, ging ich weiter.

Annie, die Älteste im Haus, wohnt im ersten Stock. Sie ist die unbeauftragte Kontrolle im Karree. Ihr Schnüffelsinn kennt keine Grenzen. Als Rentnerin hat sie Zeit, jeden Besuch, das Kommen und Gehen *Aller*, zu registrieren. Sie weiß um jeden Streit im Haus. Oft sitzt sie versteckt hinter den Gardinen. Man muß erst lernen, sie dort zu entdecken. Nachts brennt bei ihr am längsten das Licht. Ich weiß nicht, was sie so lange wach hält. An den Wochenenden, wenn mit dem Sendeschluß im Fernsehen die Lichter rundum ausgehen, bleibt es bei ihr ebenso hell wie bei mir oben. Auch wenn ich Stunden später aus dem Fenster schaue, wird der Hof von ihrem Fenster aus noch immer angestrahlt. Die kümmerlichen Blumen, die der Sonne so sehr entbehren, sind im Mondschein zu sehen. Ich schaue hinaus und genieße die Ruhe; den Sternenhimmel über dem Dach; ich erwarte die langsam aufziehende Dämmerung. Bald werden die ersten Amseln zwitschern. Von irgendwoher auf der anderen Seite, aus dem rechten Seitenflügel, dringt aus dem Dunkel eines Zimmers eine Melodie. Stimmen reden durcheinander, und die Lautstärke der Musik schwillt stetig an. Kerzen sind entzündet worden. Ich glaube, ein Korken

hat geknallt. Oder ist es nur somnambule Phantasmagorie? Wenn ich mich jetzt ins Bett lege, kann ich sowieso nicht einschlafen. Gleich wird sich jemand über die späten Heimkehrer beschweren. Wenn das Hofgebrüll beginnt, gehen die Lichter nacheinander wieder an. Es schallt so laut, daß auch der Letzte der Schlafenden erwacht. Einer schreit, daß er früh um Sechs zur Arbeit muß, und eine Frau verlangt Ruhe wegen der Kinder. Die Schuldigen brüllen zurück, daß sie wenigstens Samstagnacht das machen, was sie wollen und sich nichts vorschreiben lassen. Schließlich hört man zwischen dem Gezänk der Erwachsenenwelt auch Kinderweinen. Wüste Beschimpfungen folgen, Schläge und Anzeigen werden angedroht, Fenster zugeknallt. Sauerei!, tönt es in das Dunkel des Hofes hinein ... Jedoch erst, wenn sich die Annie einmischte, wird es ernst. Sie, die Einzige mit Telefon, besitzt den heißen Draht nach draußen. Wenn nicht bald Ruhe herrscht, sorgt die Funkstreife dafür.

Öfter als die Krawallmacher damit rechneten, hat sie ihre Drohung wahr gemacht. Für wache Ohren sind die Schritte der Polizisten unverwechselbar. Sie unterscheiden sich zu leicht vom Gepoltere der trunkenen Nachtschwärmer. Das Klopfen oder Klingeln an der Wohnungstür gleicht einem Alarm. Nur Sirenengeheul fehlte noch. Kurze Zeit darauf ist es endgültig still. So enden rauschende Feste!

Auch meinetwegen mußte Annie schon die Polizei rufen. Die Verwarnung mit dem Pochen ihres Krückstockes an meine Wohnungstür hatte ich nicht ernst genommen. Auch die Herren von der Funkstreife nahm ich als amtliche Personen nicht gleich wahr, sondern hielt sie - meiner blauen Phase entsprechend - ihrer grünen Uniform wegen zuerst für verirrte Förster vom Walde. Doch Ernüchterung mit einer gepfefferten Strafe folgte auf

dem Fuße. Wütend über die Denunziation bei den Gesetzeshütern, schüttete ich die Zigarettenkippen jenes Abends aus den Aschenbechern auf den Hinterhof. Sie landeten so auch in Annes Blumenkästen vor dem Fenster, und wir grüßten uns vom nächsten Morgen an nicht. Jeder hielt die Handlungsweise des anderen für eine Schurkerei. Dann, nach ein paar Schmolllagen, wurden wir der Unversöhnlichkeit müde und grüßten wieder, als sei nichts gewesen.

Die alte Frau Weiß, die einst Annes Nachbarin war, lag drei Tage sterbend in ihrer Wohnung. Niemand hatte ihren Schlaganfall bemerkt. Polizisten, von Annes Verdacht gerufen, öffneten die Wohnungstür gewaltsam. Da war es zu spät. An einem dieser Tage, während sich der Tod lautlos in unser Haus schlich, wurde ein Stockwerk tiefer, in den Versammlungsräumen der Wohnungskommission, über die Vergabe von neuem Wohnraum routinemäßig beraten ... Niemand wußte vom Anderen: die Wände trennten Welten. Es dauerte schließlich noch mehrere Wochen, bis der Haushalt der Verstorbenen, die keine Angehörigen mehr hatte, aufgelöst und weggebracht wurde. Danach haben die Vorderhausmieter auf selbiger Etage die Mauer durchbrochen und eroberten zwei Zimmer dazu.

Parterre, wo unsere Briefkästen hängen, befindet sich gegenüber des Notausganges von den Versammlungsräumen ein finsternes, kaum als Wohnung zu bezeichnendes Loch. Wie mir Annie erzählte, lebt da eine Lehrerin. Im Gegensatz zu uns oben, sagt sie, kommt von unten nie Krach. Mir ist unklar, wie man es dort aushält. Kein Sonnenstrahl erhellt das Halbdunkel. Von innen gleichen sich die Tage im ewigen Dämmer. Auch als sogenannte Übergangslösung scheint es mir eine Zumutung. Das hat man nun davon, tröste

ich mich, wenn man brav abwartet, bis sie einem eine Wohnnische zuweisen. Dann doch lieber schwarz einziehen, den Rauschmiß riskieren. Die vielen Treppen in den vierten Stock hoch, keuchend mit zwei schweren Kohlenbündeln an den Händen, sind das kleinere Übel.

Eigentlich darf ich mich nicht beklagen.

## 5

Von meinem Fenster aus überblicke ich den gesamten Hof. Ich kann in die Wohnungen gegenüber schauen, die Bewegungen der Menschen hinter den Gardinen verfolgen. Ich sehe das Flimmern der Fernsehbilder allabendlich. Die sich gleichenden Tagesabläufe nehme ich wahr, die den meinen ähnlich sind. Trotzdem sind mir die Nachbarn gegenüber fremd. Ich weiß so gut wie nichts von ihnen. Nicht einmal ihre Namen kenne ich. Wir sind einander so fern wie wir uns nahe sind. Gemeinsam ist uns nur, daß wir hier heraus wollen, in die großen Wohnungen der herrschaftlichen Vorderhäuser ...

Auch auf der anderen Seite des Hofes, hinter einer Mauer, die den Hinterhof teilt und zur parallel liegenden Straße abgrenzt, sieht es nicht anders aus als bei uns. Die Stuben gleichen sich, die Bilder wiederholen sich. Die Streitgespräche, denen jeder im Sommer lauschen kann, sind zum Verwechseln ähnlich, ebenso die Dämpfe und Gerüche aus den Küchen. Und die Stimmen, die sich von drüben über den Krach bei uns beschweren, sind vertraut. Einzig unsere Adressen bekunden die Zugehörigkeit zu verschiedenen Straßen.

## 6

Auf dem Dach, schräg gegenüber meiner Wohnung, wächst seit Jahren eine kleine

Birke. Ich hatte schon oft geglaubt, daß sie eingehen würde, doch bisher trotzte sie allen Winden und Wettern. Die Schornsteinfeger lassen sie wachsen, und kein Hausvertrauensmann ließ seinen Ordnungsstarrsinn bisher daran aus. Ihr Anblick zwischen den rauchenden Schloten und den Fernsehantennen ist etwas Tröstliches. Sie steht da, nicht hineingehend in diese Gesteinslandschaft, und sie hat sich, gleich uns, die wir ebenso von weiter kamen, fest verwurzelt. Es bleibt zu hoffen, daß uns der Baum erhalten bleibt - daß der Stein den grünenden Gefährten nicht austreibt.

# Die Texte Schedlinskis

*das fenster ist geöffnet  
der hund bellt nicht  
das wetter ist ernst  
alle menschen sind sterblich*

die dinge wollen nicht mehr. sie haben ihren zusammenhang aufgeündigt. im leerlauf seiner diskurse klappert das arsenal der begriffe. die aussagen stehen verloren im raum. das subjekt in ihnen wird von zeile zu zeile weniger. die dinge betreiben konversation. unmöglich, es noch länger bestreiten zu wollen: das subjekt befindet sich in einer krise, ganz gleich ob in der hintergründigen verkleidung als 'lyrisches ich' oder in der personalisierten instanz des prosaakteurs. und nicht erst seit heute. seit einem menschenalter streicht nun schon rilkes panther an den gitterstäben vorbei. seit fast einem jahrhundert werden balluster, treppen, karussells und fontänen als die eigentlich verlässlichen dinge des lebens besungen. seit gut achtzig jahren beklagt sich ein lordchandes-brief, daß etwas in der sprache nicht stimmt. und mit robert musils großem roman verzichtet das subjekt überhaupt auf den luxus von eigenschaften. das subjekt ist eine unsichere sache geworden und höchst verdächtig auf der psychoanalytischen couch seiner detektive.

in einer reihe von texten fährt schedlinski seinem subjekt die eigene unmöglichkeit vor augen. er räumt auf mit der harmonischen identitätsduselei eines 'lyrischen ich', ganz gleich welcher art: ob in der vielbeschworenen rolle der 'lyrischen instanz' oder in der vom poetischen nebel etwas verschwommeneren 'autorhaltung'. in einem anflug lethargischer sachlichkeit wird alles von der lyrischen bühne gekehrt: und wieder hebst du deine grube aus /läßt deinen blick darin ein/ & stirbst.

reiner schedlinski leistet eine kritik der begriffe. das meint eine kritik der besetzten begriffe der sprache und die kritik ihres diskurses. es fällt auf, daß sich in den texten schedlinskis das syntaktische subjekt nicht immer mit dem semantischen subjekt der aussage deckt. das zentrum der texte wird dadurch anders strukturiert, die zeilen sind austauschbar und menschen sind sterblich. wer unternimmt das was, fragt man sich. sind es die verschlissenen begriffe, die da tonlos vor sich hin plappern und ihrer senilität zum höchsten ausdruck verhelfen oder der vorgespiegelte zusammenhang eines sich hinter den zeilen befindenden subjekts? hier wird bestenfalls noch der ort beschrieben, an dem ein subjekt zu vermuten ist. schedlinski jongliert mit der differenz der subjekte. selbst dort, wo das subjekt aus dem text heraustritt, ist es ein bewußt vorgeschobenes. schedlinski umschrieb es nach egmont hesse einmal so: beim gedicht gerate ich an einen punkt, wo es egal ist, ich zu sagen oder nicht. ende des zitats. traurig/ aber wahr streng aber/ gerecht schmerzhaft/ aber notwendig so/ einfach relativiert sich's/nicht jeden tag, erika.

geht man dagegen von einem in sich und mit sich identischen subjekt, dem sogenannten 'lyrischen subjekt' als dem konstituierenden element in den texten schedlinskis aus, so könnt man dessen weg durch das jeweilige gedicht nur als das permanente scheitern von sprachgebung bezeichnen: du mußt an den dingen vorbei/ & du nennst sie den weg/ du gibst dem ungeborenen namen/ du kehrst zurück um zu sterben/ du sitzt in der zelle des bildes/ die strecken laufen dir zu/ & die denkmäler werden bewacht.

man sitzt in der zelle seines subjektbildes, während die dinge ringsum zu begrifflichen denkmälern erstarren. selbst das angerufene 'du' ist keine person, es

vertritt nur seinen platz, das ist auch schon alles, nicht mehr; ein indiskreter raum, eine abstellhalle des authentischen. sind das die prämissen, so liefe jeder text in gefahr, in sich zusammenzustürzen, da das texttragende subjekt ein ganz und gar reduziertes wäre. der seinen herkömmlichen vorstellungen verpflichtete interpret reagiert so mit unbehagen. er vermißt das 'eigentlich lyrische' in ihnen. er weiß nicht, woran er ist. ihm fröstelt vor ratlosigkeit, und er empfindet die texte schedlinskis unterkühlt.

spracharbeit und sprachkritik lassen sich aber nicht ohne weiteres auf einen sprecher zurückführen. das beschert dem text zunächst eine überdosis frei verfügbarer begriffshülsen und worte. worte/ wie utillierte wasserfälle/ sinnfragen & antworten/die zum sinnverlust führen/.../ die menschen/ vermehren sich/ mit geschlossenen augen.

da nicht ganz erwiesen ist, wer in den texten schedlinskis eigentlich spricht oder was da zu wem redet, gewinnen sie jenen eigentümlich melancholischen ton, der suggeriert, als wäre fortwährend von letzten dingen die rede: du lebst in irgendeiner epoche. diese hoffnung ist wie ausgeborgt. eine hoffnung im rachen. diese hoffnung ist ein hunger ohne bauch. was man dir rät, nimmt sich sehr allgemein aus.

mit der sicherheit eines anatomen schält schedlinski die wesentlichen fahnenworte aus den weichteilen der epoche, um sie dem seziertisch seiner sprachkritik zu überantworten. hier zeigt sich, aus welch legendärem holz dabei sein werkzeug geschnitzt ist. schedlinski arbeitet mit einem, die identität des subjekts teilenden messer. aber es ist ein messer ohne griff, dem die schneide fehlt.

untersucht man diese 'fallstudien' entronter sprachleistungen einmal genau-

er, erkennt man, daß sie oft nur über ein syntaktisches subjekt als subjekt des satzes verfügen. das verweisen auf die korrekte syntaktische struktur als urheber einer aussage, bereitet vor allem den vielen ideologemen und versatzstücken offiziellen sprachgebrauchs unweigerlich den semantischen garaus. ihrer urheberschaft ledig und vom adressaten entbunden, geistern die semantischen schimären noch eine kleine weile durch den poetischen raum, ehe sie sich, zur versonnenen freude ihres stillen betrachters, gänzlich ins abseits verlieren. die begriffe denunzieren sich selbst. die identität des 'lyrischen subjekts' erweist sich plötzlich als scheinidentität. die begriffe erleiden einen identitätsschock. sie verlieren ihr detonat. bestellt & nicht abgeholt/ parnaßgedanke im bronzebad/ das phlegma der macht. hier wird der vorspiegelung eines identitätsdiskurses konsequent das wasser abgegraben. das subjekt ist in seinen, vor allem durch die idealistische philosophie bestimmten funktionen nicht mehr verfügbar. von nun an hat man mit einem dezentrierten subjekt zu rechnen.

der französische psychoanalytiker jacques lacan, der die freudsche erkenntnis vom dezentrierten subjekt auf den spracherlernungsprozeß übertrug, nutzt die im französischen mögliche unterscheidung von 'je' und 'moi' als formen des 'ich', um zwischen einem ich (je) als wirklichem subjekt der aussage und einem ich (moi) als spiegelsubjekt zu unterscheiden. im gegensatz zum wirklichen subjekt (je) stellt sich das spiegelsubjekt (moi) für lacan als ein ort der täuschung und als ort der deutlich herausgestellten aber vergeblichen identität dar. in ihm offenbare sich die narzistische haltung des sprechers. und darum komme es heute, so lacan, vor allem darauf an, sich der 'illusion von der autonomie des subjekts' zu

entledigen. da im deutschen solch eine sinnfällige unterscheidung nicht gegeben ist, hat man den semantischen kontext des jeweiligen subjekts auf seine subjektfunktion zu untersuchen. die texte schedlinskis zeigen, daß man in ihnen nicht mit einem einheitlichen und geschlossenen subjekt, sondern mit recht unterschiedlichen subjektformen zu rechnen hat. das subjekt in den texten schedlinskis ist dezentriert. hiermit ist das hauptmerkmal seines sprachkritischen ansatzes umrissen. die illusion von der autonomie des subjekts wird verabschiedet und mit ihm seine funktionen: die stiftung eines inneren textzusammenhangs, die konstitution eines autors hinter den aussagen und die erichtung eines sprachlich hermetischen diskurses. der subjektkritische impuls in den texten schedlinskis zielt genau in jene lyrische ecke, in der sich der ruf nach der ominösen 'subjektiven authentizität' - trotz moralischer verschleißerscheinungen - noch immer schadlos hält. das vielbeschworene 'lyrische ich' erweist sich so mit seinen hermeneutischen umhüllungen als das, was es ist: der narzistische spiegel einer vorgeblich vergeblichen identität. die fiktion eines in sich und mit sich identischen 'lyrischen subjekts' und der rückzug auf jene unbestimmbare 'subjektive authentizität' kann wohl nur noch als sündenfall des poetischen bezeichnet werden. ja, gerade in der ostberliner lyrik der letzten jahre, so schedlinski in einem gespräch mit egmont hesse, gibt es allgemein eine aufgabe neurotischer fiktionen zugunsten der wirklichkeit. der verlust des klassischen intentionalen bogens ... ist so ein bruch mit dem diskursiven. hier entstehen textuale formen, die den blick von der sache auf das zeichen wenden.

da sprache nicht mehr von einem zentrierten subjekt ausgeht, beziehen die texte schedlinskis ihre poetische einheit

durch die beschreibung einer situation. sprache erzählt keinen vorgang, sondern bietet eine genaue abfolge von zustandsbeschreibungen und versucht darin ein adäquates beschreibungsmodell zu entwerfen. in den neueren texten schedlinskis geht die einheit des poetischen auch von der einheit der beschriebenen gegenstände aus. häuser, ortschaften und landstriche werden darin zu den verlässlichen dingen der sprachgebung. in den brennpunkten ihrer bis ins sprachliche verlängerten schnittachsen entsteht flüchtig und fast punktuell die ahnung von der identität des subjekts, deren sprachlicher ausdruck am besten mit dem begriff der 'kindheit' umschrieben werden könnte. doch dann ist es wieder soweit: das fenster ist geöffnet/ der hund bellt nicht/ das wetter ist ernst/ alle menschen sind sterblich. allerdings auch nicht immer, denn:

*es gibt beispiele  
da ist alles andersrum  
so wie es ist*

# Sich in Übereinstimmung bringen

*Einseitiges Gespräch mit dem Autor*

Müßte ich einem Freund aus der anderen Welt erklären, wer Sie eigentlich sind, würde ich sagen: dies ist Y, der das berühmte Werk *Sich in Übereinstimmung bringen* geschrieben hat. Er hat es den Künstlern und besonders seinen Kollegen, den Schriftstellern gewidmet, er hat vor allem sie damit gemeint, und auf die Frage, womit die Schriftsteller sich in Übereinstimmung bringen sollen, würde ich mit einer schweifenden Handbewegung antworten, mit der Politik der Regierung ihres Staates, und ich würde betonen, *Sich in Übereinstimmung bringen* ist sein Hauptwerk, er hat sich in ihm selber dargestellt und dabei den Geist unserer Epoche getroffen, und würde ich gefragt werden, ob es sich bei *Sich in Übereinstimmung bringen* um ein Werk der Science Fiction handelt, würde ich sagen, ja, und gefragt, ob es ein schwerer Wälzer sei, in Leinen gebunden, bibliophil illustriert, würde ich antworten, es besteht aus den vier Worten *Sich in Übereinstimmung bringen*. Sie befinden sich in einem Zeitungsartikel, den Y einst veröffentlicht hat, und das Erstaunliche an dem Werk ist, daß diese wenigen Worte beim Lesen einen ungeheuren Umfang erreichen können.

*Sich in Übereinstimmung bringen*: darin kann ein Riesenroman gespeichert sein, ein Drama, eine Erzählung, eine Dokumentation, je nachdem, über welche Erfahrungen und welche Vorstellungskräfte der Leser, dem diese vier Worte vor Augen kommen, verfügt. Vielleicht wird er *Sich in Übereinstimmung bringen* als die Geschichte eines technischen Vorgangs begreifen, einer Schaltung oder einer Operation, die jemand an sich vornehmen soll, vielleicht wird sein geistiges Ohr knarrende, knirschende oder leise knackende Geräusche hören, sein geisti-

ges Auge eine Kontrolllampe an der Stirn des sich in Übereinstimmung Bringenden grünlich flackernd anzeigen sehen, daß die Übereinstimmung erfolgt ist oder zu mißlingen droht, und er wird vielleicht versuchen sich genau vorzustellen, wie die Methode des *Sich-In-Übereinstimmung-Bringens* wissenschaftlich und technisch vor sich geht. Vielleicht sieht er in einem blankgeputzten Saal Schriftsteller und Schriftstellerinnen aufgereiht, die nervös an sich herumschalten, um sich in Übereinstimmung zu bringen, und der *Unsichtbare Kontrolleur* stellt dann fest, wem es am besten gelungen ist. Einige sind begabte fixe Schalter, die es auf Anhieb können, andere kriegen ihre *Sich-In-Übereinstimmungbringung* nie in den Griff, der Schalter bricht ab, andere stehen störrisch da, und manche ergreifen beim elektronischen Kommando *Achtung - Übereinstimmung - Fertig* die Flucht. Aber der Leser möchte sich nicht nur vorstellen, wie die *Sich-In-Übereinstimmungbringung* äußerlich vor sich geht, vielleicht ist er hinterhältig, hat Orwell gelesen, und überlegt nun, was an Ihrem bedeutenden Werk das epochal Besondere sein könnte, das über Orwell hinausweist.

Als ich *Sich in Übereinstimmung bringen* zum ersten Mal las, fiel mir ein Werk ein, das ich ebenfalls zur Science Fiction rechnen möchte: *Ingenieure der menschlichen Seele* von J.W. Stalin. Wie Ihr Werk besteht auch jenes aus wenigen Worten, aber nicht nur darin ähnelt es Ihrem. Stalin hatte eine Neigung, sich bildhaft, sofort einleuchtend und dabei hintergründig wie ein Orakel auszudrücken, und als ich sein Werk *Ingenieure der menschlichen Seele* zum ersten Mal vor Augen bekam, verstand ich es so, daß Schriftsteller, denn auf sie bezog es sich, von der menschlichen Seele soviel Kenntnis besitzen sollten,

wie Ingenieure von einer komplizierten Maschine, also nicht oberflächlich etwas über die in ihren Büchern auftretenden Personen hinschreiben, sondern ihr Inneres kennen und, wie es immer heißt, Charaktere gestalten sollen, und ich nahm auch an, daß *Ingenieure der menschlichen Seele* besonders für Funktionäre gedacht war, die Ingenieure für wichtiger hielten als Schriftsteller und von der schönen Literatur nichts wissen wollten, für die der Ingenieur ein Zaubermeister war, weil er verstand, was da in einer für normale Menschen undurchschaubaren Maschine vor sich ging, ein seltener Spezialist in einem Land, das, mit der Technik im Rückstand, Sozialismus mit industriellem Fortschritt gleichsetzte. Möglicherweise sollte es eine gesellschaftliche Erhöhung des Schriftstellers sein, wenn Stalin ihm den Titel eines Ingenieurs verlieh, es hörte sich einleuchtend an: auch für die Seele brauchen wir Ingenieure, liebe Genossen. *Ingenieure der menschlichen Seele* ließ sich auch nur als Bonmot des sprachbegabten Diktators ansehen, als Gelegenheitswerk, dem ein kurzes Leben beschieden sein würde. Doch es geriet zum Dauerbrenner.

Als Stalin längst gestorben war, entheiligt und aus dem Mausoleum entfernt, erhob auf einem Empfang eine russische Delegierte ihr Sektglas und nannte mich herzlich auf deutsch einen *Ingenieur der menschlichen Seele*. Ich widersprach ihr nicht, weniger aus Höflichkeit, mehr, weil ich gerade diese Hinterlassenschaft Stalins nicht wichtig nahm, selbst ich hatte mich beim Schreiben nicht als Ingenieur gefühlt. So lachte ich und äußerte, mein Glas erhebend, etwas abstrakt Nettes über die Sowjetunion. Später ließ ich in einem Buch eine Schriftstellerin beiläufig sagen: damals war die Seele den Ingenieuren freigegeben, die darin herumschrau-

ben durften. Damit schien für mich dieses Werk Stalins abgetan. Durch Ihr Werk *Sich in Übereinstimmung bringen* sehe ich mich veranlaßt, auch *Ingenieure der menschlichen Seele* noch einmal anzuschauen. Ich kann es Ihnen nicht ersparen, Stalins Werk finde ich sprachlich stärker, was seinen Unsinn nicht aufhebt, denn es gibt die menschliche Seele nicht, sondern soviel unterschiedliche Seelen wie Menschen. Jeder Schriftsteller ist eine besondere Seele, ein technischer Ingenieur aber keine Maschine. Was für ein barbarischer Eindruck, eine menschliche Seele auseinandergenommen vor sich liegen zu sehen, geschmiert, geölt, repariert, umkonstruiert, durch ein neu eingebautes Element in ihrer bisherigen Funktion geändert, nach einem Bauplan, einer Skizze, einem Schaltschema, und wie erschreckend zu denken, daß dieser Seelen-Apparat, wenn er die vorgegebene Funktion nicht mehr erfüllt, ausgeschlachtet wird und die Wissenschaft es ermöglicht, Teile einer abgenutzten Seele, die weggeworfen wird, in eine andere Seele einzubauen. Mein altes Mißverständnis hat sich aufgeklärt: der Schriftsteller sollte nicht nur die Seelen über die er schreibt, kennenlernen, er sollte die Seelen umkonstruieren, warten, sollte überprüfen, ob sie reibungslos laufen, sie schmieren und aufarbeiten, für die Betriebssicherheit ihres Laufes sorgen, damit sie keine Havarie verursachen, das Staatsgebäude nicht zum Wackeln bringen. Darüber sollte er einen schriftlichen Bericht abliefern. Der Besitz von Seelen, der in Rußland wie das Geschäft mit toten Seelen Tradition hatte, ging auf Stalin über, der sich für seine vielen Millionen Seelen Ingenieure halten wollte. Als ich *Ingenieure der menschlichen Seele* zum ersten Mal vernahm, graute mir aber nicht davor. Kühn stellte Stalin fest, daß eine Seele des Menschen existiert, was viele

Kommunisten hart bestritten. Die Seele schien ihnen ein Gut der Kirchen, ein Hirngespinnst des Idealismus, ne Seele gibt es nicht, Genossen, es gibt nur die Materie. Stalin hingegen ging davon aus, daß eine Menschenseele vorhanden sei, er fügte einen Begriff der Technik und einen Begriff der Religion zusammen, einen handgreiflichen und einen unsichtbaren, nicht faßlichen. Hätte er nicht wissenschaftlich genauer sagen sollen: *Ingenieure des menschlichen Bewußtseins?* Seele klang schöner, mystischer, hing mit Glauben zusammen, das hatte Stalin im Gefühl.

Ihr Werk *Sich in Übereinstimmung bringen* kommt aus der gleichen Kiste, ist aber sprachlich schwächer, trockner, sperriger, es erinnert an das triste bürokratische *Etwas zur Durchführung bringen*, doch erscheint es mir sauberer, genauer, klarer, ehrlicher als Stalins Werk.

Ich muß noch einmal darauf zurückkommen: womit sollen sich die Schriftsteller, die Sie in Ihrem Werk ansprechen, nun präzise in Übereinstimmung bringen? Mir scheint, Sie sehen eine Ideologie ganz realistisch wie Schulstoff an, den jeder Bürger ohnehin ein oder mehrere Male im Leben durchzukauen hat. Mit Schulstoff muß er nicht übereinstimmen, er muß ihn büffeln, wenn eine Prüfung droht. Sie sehen wohl jedwede Ideologie und offizielle Glaubenslehre als Bildungsgut. In Übereinstimmung, das sagen Sie im Anhang, in Kommentaren, die Sie dem Werk beifügten, in Übereinstimmung soll sich der Schriftsteller mit den politischen Erfordernissen des Tages bringen. Er kann sie unschwer aus dem Zentralorgan ablesen und in den Schulungen erfahren. Wie ist die *Linie* heute, sollte ein Autor möglichst schon vor dem Aufstehn fragen. Was ist

am höchsten Ort beschlossen worden? Wie schätzt dies oder jenes Gremium die Lage ein? Wie lauten seine Weisungen? Und dann beginnt er sich in Übereinstimmung zu bringen. Er kontrolliert, ob seine derzeitige Übereinstimmung noch aktuell, ob seine politische Kondition noch auf dem richtigen Stand ist. Sie nennen das: sich immer wieder in Übereinstimmung bringen. Einmal nur übereinstimmen reicht nicht aus. Wenn es um einen Glauben, eine Weltanschauung ginge, die man aus eigenem Erleben und eigenem Nachdenken gewonnen hat, aus Studien, Experimenten, Vergleichen, dann wäre Dauerhaftigkeit am Platze, dann würde man von Zeit zu Zeit die Weltanschauung, den Glauben, die eigene Überzeugung zwar prüfen, ob sie der Wirklichkeit noch standhalten, ob ihnen neue eigene Erfahrungen nicht widersprechen, würde vielleicht aus einem Widerspruch zwischen der eigenen Anschauung und der Realität neue Erkenntnisse zu ziehen versuchen, die Wirklichkeit auch an der Weltanschauung messen, es könnte also ein wechselseitiges Verfahren sein, beim Künstler ginge es dabei um Wirklichkeit und Kunst. Doch diese dauernde Bewegung, die aus den Widersprüchen Neues entstehen läßt, meinen Sie offensichtlich nicht, wenn Sie von immer wieder sprechen. Ihnen scheint etwas wie die Börsenkurse vorzuschweben, die man in anderen Ländern den Zeitungen entnimmt, und deren rechtzeitige Kenntnis zum Geschäftserfolg verhelfen kann. Die *Linie* einer Partei kann *Der Kurs* heißen. Ein *Neuer Kurs* nach einem Volksaufstand rasch eingeleitet, ist Ihnen vielleicht ein Begriff. Wie ist heute der *Kurs*? Wie hoch steht wer im *Kurs*? Das muß man wissen, um sich dann in die jeweils richtige Über-

weiter auf Seite 16

# Drei Texte

## Der Eintritt

Er zögerte zum zweiten Mal. Es war gar nicht so leicht, das Richtige zu tun. Vor dem Eintreten in das Zimmer mußte natürlich geklopft werden. Aber er durfte nicht zu laut klopfen, weil das herrisch und aufdringlich wirkte, und der da drinnen ihm zum Trotz (um zu zeigen, wer hier die Macht hat) nicht öffnen würde. Aber er durfte nicht zu leise klopfen, weil das überhört werden konnte oder auf jeden Fall einen ungünstigen Eindruck, ja, den Anschein von Schüchternheit hinterließ, so daß der da drinnen erst recht nicht (schon aus Bequemlichkeit) öffnen würde. Es durfte nicht anmaßend, durfte nicht unterwürfig wirken: die goldene Mitte galt es zu treffen. Da er noch neu war im Haus, mußte man besonders aufpassen, keinen Fauxpas zu begehen.

Er hörte auf die Geräusche im Zimmer.

Er hörte nichts.

Vor allem nicht ungeduldig werden, sagte er sich.

Aber er durfte auch nicht zu lange stehen bleiben, denn wenn einer ihn plötzlich entdeckte, könnte es aussehen, als ob er horchen würde. Oder sich nicht getraute anzuklopfen.

Am besten sein Anliegen vertagen und in die Kantine frühstücken gehen, überlegte er. Vielleicht fand sich dort einer, der auch hierher wollte, und er könnte dann gleich mitgehen.

## Das letzte Zimmer

Nein, spricht sie, als er ihr zuredet, das Haus zu verlassen - und wenn es morgen abgerissen wird.

Nein, sagt sie, als er fortfährt, die Zimmer auszuräumen - auch wenn du den Baugrund für eine Wochenenddatsche brauchst.

Nein, sagt sie, als zwei Möbelwagen vorfahren, vier Männer Schränke und Betten die Treppen herunter bugsieren - selbst wenn du drei Neubauwohnungen hättest.

Mein Zimmer ist noch mein Zimmer, ruft sie, als Sohn, Tochter, Schwiegertochter mit Fäusten gegen die verschlossene Tür klopfen.

Ich geh in kein Altersheim, ruft sie, als ihr Sohn tags darauf über Lautsprecher bekannt gibt, der Abriß beginne in zwei Stunden.

Ha, ha, macht sie, als der hydraulische Wagenheber eine halbe Stunde vergeblich versucht, das Haus zu bewegen.

Mich kriegt ihr nicht, ruft sie, als die Seile befestigt sind, der Bagger zum ersten Mal zieht, zwei Wände Risse bekommen.

Mich nicht - als der Bagger das Treppenhaus und eine halbe Außenwand zum Einsturz bringt.

Ich habe zwei Kriege überlebt, schreit sie, als der erste Schutt weggeräumt wird, Sohn, Tochter, Schwiegertochter abwechselnd mit ihr reden wollen.

Macht, was ihr wollt, brüllt sie, als zwei von der Sozialfürsorge unter dem Fenster stehen, um sie zu überzeugen, was an dem Gerücht dran sei, daß eine ältere Frau gefangengehalten werde.

Ihr Idioten, flüstert sie, als ein Feuerwehrauto vorfährt, schließt den Laden vorm Fenster, das Fenster, rückt an der Wand das Bild ihres Mannes gerade, ehe sie den Schreibtisch öffnet und das Album mit den alten Fotos hervorzieht.

Unten wird die Leiter ausgefahren.

Sie schiebt Bücher, die aus dem umgestürzten Regal gefallen sind, zur Seite, schenkt sich Tee nach, reißt aus ihrem Vorrat die nächste Tüte Zwieback an und beginnt im Album zu blättern.

## Der Herrscher

Nein, er will keinen Kult um seine Person. Auszeichnungen und Ehrungen lehnt er prinzipiell ab, jede offizielle Huldigung ist ihm verhaßt. Schließlich arbeiten die anderen genauso, meint er, auch wenn ich Herrscher bin, tue ich nicht mehr für mein Volk als es für mich tut. Umschmeichelt möchte er nicht werden, keinesfalls sollen Plätze oder Straßen seinen Namen tragen; auf eine besondere Grußformel legt er keinen Wert. Auch an der Tafel sitzt er inmitten der anderen. Daß sie seinem Hund einen Ehrenplatz einräumen, freut ihn. Zeitig hat er dessen Fähigkeiten erkannt, eher gespürt, was andere noch nicht sahen - nicht ohne Grund wird der Hund seit längerem zu allen wichtigen Beratungen hinzugezogen. Sie achten das Tier. Es macht Spaß zuzusehen, wie sie vor ihm knien. Einigen ist Bellen gestattet. Und manchmal darf der eine oder andere den Speisnapf auslecken. Zweifellos handelt es sich um einen besonderen Hund: sein Standbild steht auf allen öffentlichen Plätzen. Das Volk vertraut dem Knurren. Derzeit wird für einen Palast, ihm zu Ehren, gesammelt. Als höchste Auszeichnung hat man erst vor kurzem den dreifachen Biß eingeführt. Und gegen den Vorschlag, alle Feinde des Hundes zu köpfen, hat er nichts einzuwenden.

einstimmung zu bringen. Warum auch nicht? Es kann notwendig und manchmal lebensrettend sein. Doch die besondere Bedeutung Ihres Werkes liegt darin, daß Sie solches Handeln *Schriftstellern* empfehlen, als sei die Literatur hauptsächlich ein Geschäft. Dem Finanzier, dem Kaufmann braucht man nicht zu erklären, warum die Börsenkurse für ihn wichtig sind. *Geschäfte mit den Börsenkursen in Übereinstimmung bringen*, ein solches Werk könnte als platte Selbstverständlichkeit belacht werden. Ihr Werk dagegen ist für den Künstler nicht selbstverständlich. Zwar scheint nicht neu, was Sie darin verlangen, ich hatte es jedoch noch nie vorher so unverhüllt bei jemandem gelesen, der selbst Schriftsteller sein will. Sie geben uns da einen kollegialen Tip, auf den wir selbst nicht gekommen wären, verraten uns großzügig ihr Erfolgsrezept.

Sie hätten Ihr Werk *Sich fügen, Sich anpassen, Sich unterwerfen* nennen, in einem Anhang dazu erklären können, der Schriftsteller und Künstler müsse sich immer wieder bemühen, müsse bestrebt sein übereinzustimmen. Wer kein besonderes Feingefühl für Sprache hat, würde es als genau das Gleiche ansehen wie *Sich in Übereinstimmung bringen*. Sie aber achten auf die Sprache, und wenn Sie diesen Titel und keinen anderen wählen, wissen Sie auch warum.

Wohl ähnelt *Sich in Übereinstimmung bringen* dem bürokratischen *Zur Durchführung bringen*. Zur Durchführung wird aber eine Sache, ein Plan gebracht, auch eine Maßnahme, sie muß nicht immer aus Papier sein, es kann um die Geburt eines und vieler Tiere, eines und vieler Menschen und deren Aufzucht und Ernährung gehen, die dann zur Durchführung gebracht wird, und auch um deren Tötung. Bringt jemand sich aber selbst zur Durch-

führung? Vielleicht würde ein Bürokrat mit Stilgefühl erklären, er habe sein Leben voll zur Durchführung gebracht, in eine Todesanzeige könnte er setzen lassen, unser hochverehrter Kollege B. hat in dem Zeitraum von sechsundfünfzig Jahren sein Leben endgültig zur Durchführung gebracht. Sich selbst zur Durchführung zu bringen, ist bisher noch nicht sprachgebräuchlich, man tut es nicht. Und das ist eben das Besondere an Ihrem Werk: ich soll mich selbst, als wäre ich ein Werkstück, ein Konstruktionsteil, eine geometrische Figur in Übereinstimmung bringen. Schön, sagt der für Sprache Unempfindliche, sich eben anpassen, das müssen wir doch alle, man paßt sich der Natur an, dem Wetter, der Familie, der heiteren oder traurigen Situation, der Mode, der Wirtschaftslage, den Verkehrsvorschriften. Man tut es notgedrungen und aus vernünftiger Einsicht, die Menschheit wäre ohne Anpassung schon ausgestorben. Sich zur Anpassung bringen, könnte man auch sagen, aber es ist zu lang.

Warum haben Sie, lieber Y., Ihr Werk nicht *Sich zur Anpassung bringen* genannt? Man könnte sich in jeder größeren Stadt Anpassungsstützpunkte vorstellen, wo man sich (mit dem Auto, Fahrrad, der Eisenbahn) hinbringt, um sich dort anpassen zu lassen, etwa an die jeweilig betriebene Politik des Staates. Dann würde aber die Anpassung ein anderer vornehmen, man müßte sich vielleicht auf einem Anpassungsstuhl niederlassen oder in eine Anpassungs-Zelle treten, wo dann die Anpassung erfolgt. Danach erhielte man eine Quittung über erfolgte Anpassung oder einen Stempel in den Anpassungsausweis. Als Schriftsteller legt man den Ausweis gleichzeitig mit einem neuen Manuskript seinem Verlag vor. Dort könnten dann Anpassungsspezialisten über-

prüfen, wie weit die Anpassung sich literarisch schon ausgewirkt hat.

*Sie* mögen ein solches System anscheinend nicht, obwohl es vielen schwächeren Kollegen Arbeit und Einkommen verschaffen könnte. Sie finden es zu umständlich, vor allem scheint Ihnen aber zu mißfallen, daß man zum Anpassungsstützpunkt zwar hingeht oder hinfährt, sich selbst hinbringt, dort aber die Anpassung duldend über sich ergehen läßt. *Sich in Übereinstimmung bringen* fordert vom Schriftsteller eigene Aktivität. Die Kongruenzsätze aus der Mathematik vor Augen, muß er sich soweit bringen, daß seine Werke sich mit den Absichten der Politik des Staates decken. Sie streiten gar nicht ab, daß diese Aufgabe nicht einfach ist. Und ich befürchte, Sie halten sie für humanistisch, für menschlich edel, und zwar zutiefst. *Ingenieure der menschlichen Seele*, ein veraltetes Werk, grausam mechanisch und für heutige Bedürfnisse unbrauchbar. Die Entwicklung ist weitergegangen, an die Stelle des Ingenieurs hat sich die Psychiatrie gesetzt, die Gen-Chirurgie, die bewußtseinsverändernde Droge, durch sie kann auch der vormalige *Ingenieur der menschlichen Seele* behandelt und, falls erforderlich, in Übereinstimmung gebracht werden.

Bei Orwell wird noch die Technik bemüht, um im Ministerium für Liebe den armen Winston Smith so weit zu bringen, daß er behauptet zu sehen, was er nicht sieht, eine Foltermaschine, bedient von O'Brien, dem hier der Titel *Ingenieur der menschlichen Seele* zukäme. Ein Apparat des Grauens wird bemüht, um Winston zur totalen Aufgabe seiner Persönlichkeit zu bringen. *Sie* lehnen solche Verfahren ab, ja, ich glaube *Sie* fürchten und hassen sie, niemals möchten Sie selbst so behandelt werden, noch wünschen Sie es Ihren Kollegen, als In-Übereinstimmung-zu-

Bringende Bearbeitungsgegenstand, also Opfer zu sein. Wenn ich Ihr Werk recht verstehe, können solche Praktiken gegenstandslos werden, wenn von nun an der Mensch ihnen zuvorkommt, indem er sich selbst immer wieder und natürlich auch rechtzeitig und richtig in Übereinstimmung bringt. Das ist nämlich der Kern Ihres Werkes: das autonome *sich*. Sich selber bringen, bedeutet Loslösung vom unzuverlässigen störenden *ich*, das die Foltermethoden O'Briens erst hervorruft. Dieses *Ich* wird nun von sich selbst in Übereinstimmung gebracht, nicht "zur" Übereinstimmung, was einen Ort, einen Stützpunkt, eine Einrichtung bedeuten würde, wo die Übereinstimmung vorgenommen wird. Das *Ich* bringt sich selbst "in" Übereinstimmung, und zwar freiwillig, ohne jene trivialen Zwangsmittel, die wahrscheinlich nach Ihrer Meinung nur der Science Fiction angehören.

Ich kann mich aber von der Vorstellung nicht befreien, daß auch *Sich in Übereinstimmung bringen* ein technischer Vorgang ist. Als kürzlich ein alter Kollege zu einer Reizstrombehandlung ging, überließ der Therapeut es ihm, die Stromstärke einzustellen, möglichst nicht unter 40, sagte er, und, wenn Sie es aushalten, steigern.

Wie hoch bringen es die Patienten im Durchschnitt, fragte mein Kollege. Manche haben es schon auf 80 gebracht, das ist selten, manche schaffen nur 30.

Man könnte ja schummeln, sagte der alte Mann und das Gerät erst zum Schluß, wenn Sie nachsehen, auf eine höhere Zahl stellen.

Nun, sagte der Therapeut, ich merke es an der Haut, wie es gewirkt hat. Und warum lassen Sie es mich selbst machen, woanders ist das nicht so. Bei uns ist es so. Er hatte wahrscheinlich nicht Zeit, jeden einzelnen Patienten selbst mit Strom zu

behandeln, der Andrang war groß, der Betrieb aber lief reibungslos.

Im Zeitalter der Selbstbedienung könnte es auch zu einer Selbstfolter-Methode kommen, die Folterknechte überlassen die Geräte ihren Opfern, die sich selbst einspannen und den Grad ihrer Qualen bestimmen. Im Ministerium für Liebe würde O'Brien dann zusehen, wie Winston Smith sich selbst dazu bringt, etwas zu sehen, was er nicht sieht, und wie er sich in jenem tiefgelegenen Raum, dem Zimmer 101, durch selbstgewähltes Grauen selbst zum Verrat bringt. Es gäbe keine Folterknechte mehr, nur Zuschauer, allenfalls Helfer, die ihrem Opfer (aber es ist kein Opfer mehr) zeigen, wie es sich in die Quälmaschine einzuspannen und welchen Knopf es zu bedienen hat, um seine Qualen abzustufen. Es gäbe keine Prozesse wegen unmenschlichen Verhaltens und keine schlechten Gewissen mehr. *Sich in Übereinstimmung bringen* scheint ein bahnbrechendes Werk. Daß niemand früher darauf gekommen ist!

Ich könnte mir ein Interview mit einem Kulturpolitiker auf einer Buchmesse vorstellen:

Wie kommt es eigentlich, daß in Ihrem Land nur Bücher veröffentlicht werden, die sich im Einklang mit der Politik Ihrer Regierung befinden?

Ach, wissen Sie, Herr X., das weiß ich auch nicht. Da müssen Sie die Schriftsteller befragen. Es war ihr eigener völlig freier Wille, derartige Bücher zu verfassen. Warum sollten wir sie daran hindern? Hier darf ja jeder schreiben, wie und was er will.

Gibt es keine Versuche, nicht so erwünschte Bücher zu verbieten oder nicht erst zu drucken?

Davon weiß ich nichts. Sie sehen ja selbst, hier liegen wieder einmal sechshundert neue Titel.

Aber alle stimmen mit der Regierung überein.

Dafür können wir nichts. Das ist ganz und gar Sache der Autoren.

Wie ich Ihr Werk verstehe, geht das *Sich-in-Übereinstimmungbringen* lautlos und schmerzlos vor sich. Wie macht man es aber praktisch? Ist es wie autogenes Training? Selbsthypnose? Schaukelt man sich in geistig höhere Welten, dorthin, wo jeglicher Kritik der Sauerstoff entzogen ist? Wo die jeweilige Politik der jeweiligen Regierenden als Offenbarung empfangen werden kann? Wo man mit einem Schlag erleuchtet wird? Sie äußern sich darüber nicht genauer. Und wird, wer sich in Übereinstimmung gebracht hat, danach, etwa vom *Unsichtbaren Kontrolleur*, getötet? Sie könnten antworten, dies mag die Praxis von "1984" sein, Sie aber sind dafür, daß alles freiwillig vonstatten geht, und daraus würde ich dann schließen: wer Ihr Rezept befolgt, der tötet sich auch selbsttätig, er vegetiert nicht wie der arme Winston Smith als Wrack dahin, bis man ihn irgendwann erschießt. Jemand, der *sich in Übereinstimmung* und damit gleichzeitig zur *Selbsttötung* gebracht hat, lebt danach, wie mir scheint, als rüstiger Leichnam weiter.

---

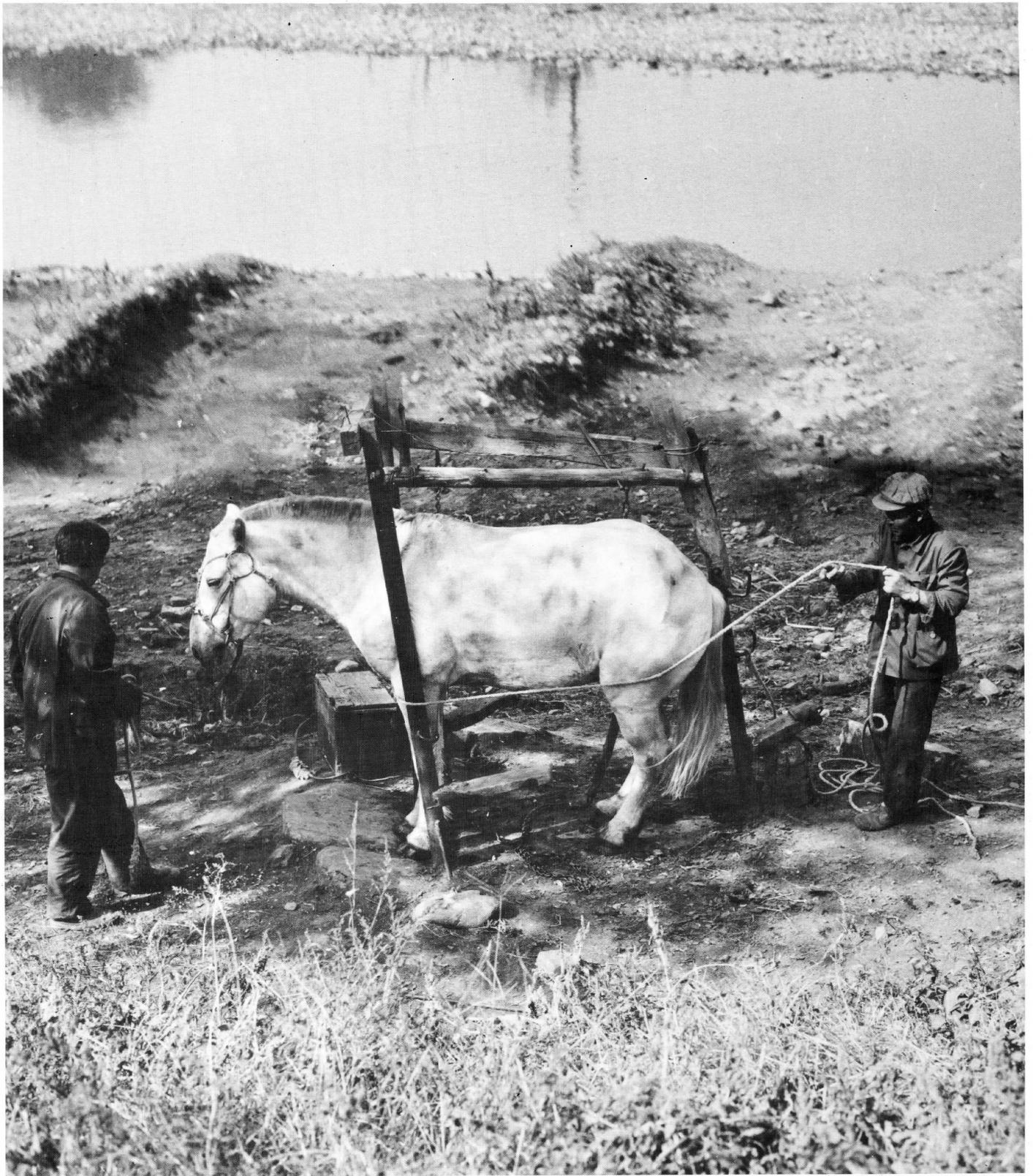
# Die Kaltschmiede

*Serie eines unbekanntes Fotografen*

---











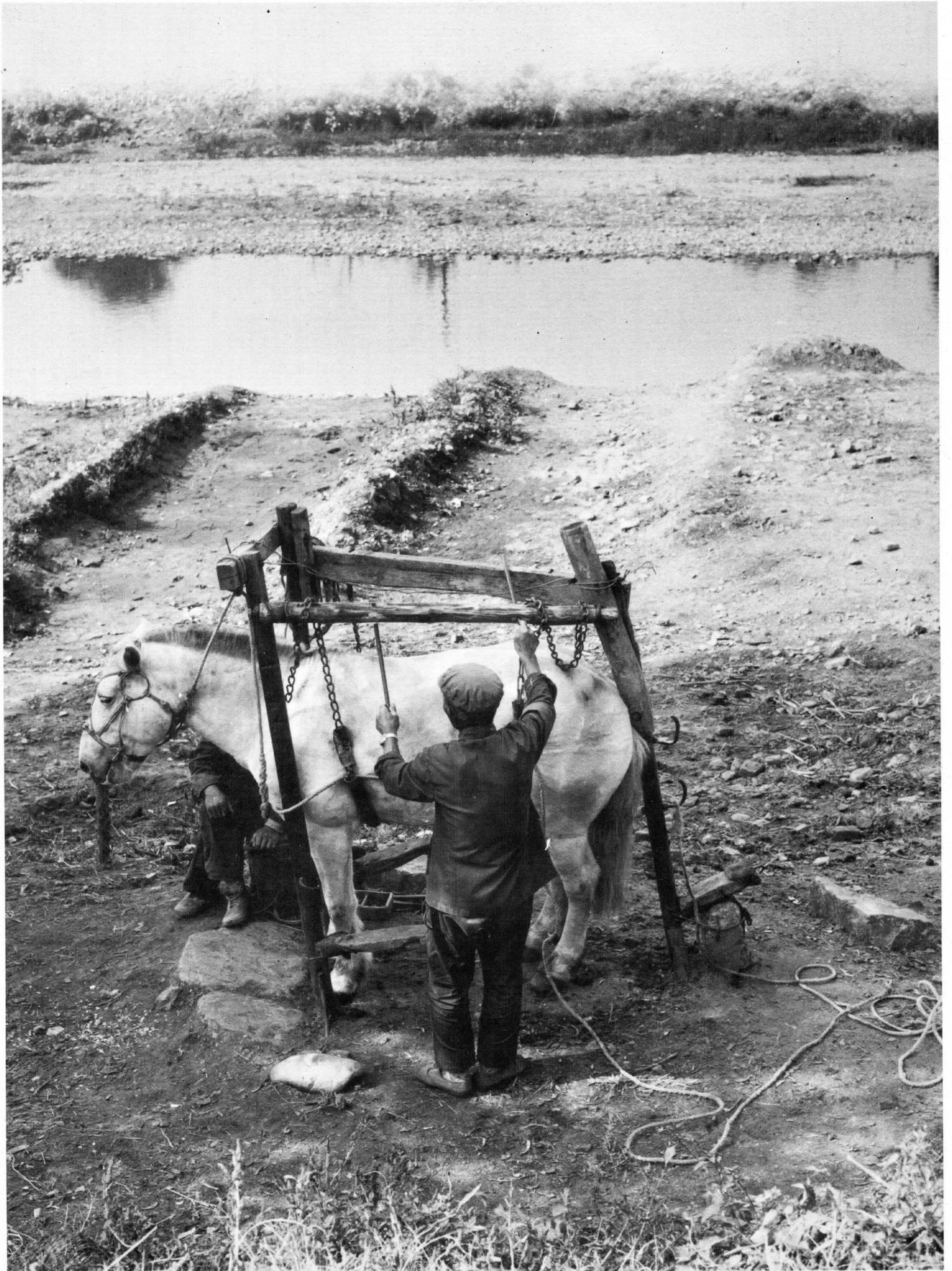






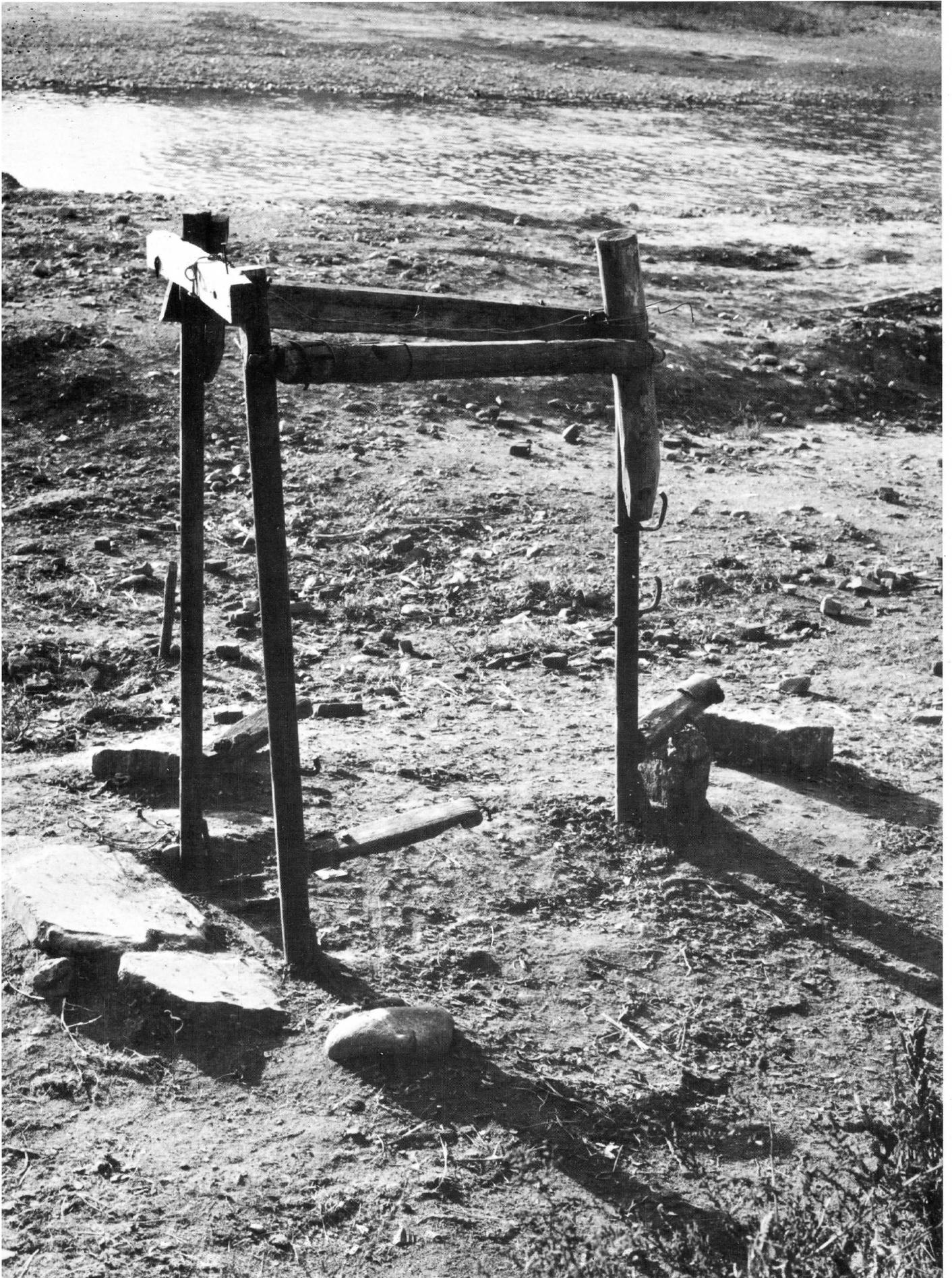












Det Opitz

# Roulette mit Neigung

Auszüge aus einem Roman

vier abende zuvor erst hatte ich immerhin, oder fünf, und gewiss mein bestes gegeben - erfolglos! ich saß im 'Mauritius', in dem es bekanntlich das billigste bier gibt der ganzen stadt und das plebejischste zechervolk, aber kein einziges exemplar von letzterem schien meine ausfälle sonderlich aufregend zu finden, oder aufrührerisch womöglich, mochte ich auch noch so oft und mit jedem male lauthalser das ganze pack 'oben' dem teufel anheimbefehlen, oder - drastischeres; kein mensch mochte mich für würdig erachten. sogar meine rechnung mußte ich selbst übernehmen, diesmal.

nach feierabend trollte ich mich also heimwärts und heiserte unverdrossen hinein in die vorzüglich stille stadtnächtlichkeit, und zwar alles, was ich an kernig/frevlerischem liedgut an lager hatte, und - gütigergott! - horstwechselte eben sogar anderthalb strophen in blütigster manier, als endlichendlich ein streifengängerduo aus dem dunkel gemottet kam... und was tat? - lächerliche zehn märker verlangte wegen nächtlicher ruhestörung! noch dazu gegen quittung!

'das kann doch nicht alles gewesen sein', brummelte ich um einiges leiser und walzerte ab...

*Wenn die Blüten blühen grünt mir Schwanes!*

Nicht was einer tut, was ihn umgibt!

Apropos kreisrund! Vorsorglich hatte man abgeschottet, oder mit Geschmack am Feierlichen; zwei Altarkerzen auch auf der niedrigen Kommode in der Ecke, eine davon Jungfrau, eine stümmelte schon beträchtlich.

Besagte Vorhänge mit sparsamen japanischen Motiven, die wahrscheinlich

den Frühling betrafen, darüber hinaus aber genügend freie Flächen ließen für allerlei Sachens zum Anstecken: Symbolgesottenes überm Abrüstungsclinch, markige Sprüche zum alternativen Reisen, ein Stück hieß *Runter mit dem Männlichkeitswahn!* und stellte eine Phallus dar, der - schuldbewußt und ganz die Neue Männlichkeit - den Kranz hängen ließ. Man durfte dieses schon als gewagt bezeichnen, als provokant unter all den sonstigen Saubermännern.

An einer Wand hingen Kinderzeichnungen mit Panzern darauf und Raketen und Kriegsschiffen, als Kommentar darunter eine Zeitungüberschrift zum Thema Friedenserziehung! Nungut: ist ja bekannt, diese Art Witzigkeit.

Ins Regal gegenüber war ein leidlicher Tribut an die Belesenheit gezollt worden. Nach meiner Ankunft in der Stadt hatte ich einige Tage in diesem Zimmer gewohnt, zu Besuch, gewissermaßen, ehe ich etwas Eigenes fand, also kannte ich noch Repertoire und Hierarchie: die oberste Reihe war vorbehalten den politischen Schriften (bürgerlich), nämlich Memoiren hauptsächlich und Biographien aller möglichen Größen der Weltgeschichte. Darunter ganze drei Fächer mit Ökologie, Friedensforschung und dem, was das überaus bedeutungsschwangere 'Zwischenmenschliches' zusammenfaßt, wobei auffiel, daß nur Paperbacks Aufnahme gefunden hatten (ob's was bedeuten will?), während in der Reihe ausgesuchter Belletristik wiederum alles sehr stabil gebunden war, Remarque sogar Halbleder, der Rest Leinen; Hesse natürlich nahm den meisten Platz ein, sogar die Gedichte, dazu zwei/drei ähnliche Sintflüter, allerdings war auch Proust vertreten, Band eins und drei und fünf bis sieben, 'Mädchenblüte' und 'Gomorra' also noch immer neben Franks Bett im Nachbarzim-

mer; sind's zwei Jahre schon? anderthalb? - Ganz unten im Regal schließlich die großformatigen Bildbände. Es ließen sich Reisen unternehmen von hieraus, Reisen nach wohin man wollte. In den Kosmos Magrittes oder per Fahrrad quer durch Viet Nam, man konnte rasch eben mal hineinhuschen in den letzten Frühling Picassos - das war der Katalog zu einer Ausstellung später erotischer Zeichnungen - und anschließend noch ein paar Hochglanzfotos die Champs-Elysées entlang flanieren, um endlich zu verschlaufen, als Schwerenöter ertappt bei den Folies Bergères. Ich war viel unterwegs damals, Reisen in die oberen Regionen des Regales waren mir - Prototyp Tourist - in der Regel zu beschwerlich.

En miniature! Fast eine en miniature-Ausgabe des Legendären zu Potsdam: der kreisrunde Tisch in der Mitte des Zimmers, auf den eine in der Höhe verstellbare Lampe drückte. Neben Panzern, Raketen und sichelgezeichneter Flottille hing als Gegenstück an einem Faden ein mittelgewichtiger Hammer, so weit oben jetzt, daß die Lampe tief überm Tisch, und deshalb die Gesichter der Versammelten außerhalb des Lichtes gluckten. Altklug allürten die Rauchbläuen aus dem Pegel fort (-zweimal Zigarette, einmal Pfeife-): härteste Pokerszene, sollte man vermuten. Statt Karten aber und Banknotenbündeln ausgebreitet auf dem Tisch ein riesiger Stadtplan, in den Frank in Absprache mit den Mitadepthen kleine geheimnisvolle Kreuze einmalte.

Jemand brachte soeben ein Hochhaus nahe des Bahnhofs in Vorschlag, woraufhin ein Zweiter ihm etwas Schulterschlüssiges zuflüsterte und ein Dritter zu bedenken gab, es sei gar nicht sicher, ob die Fenster der oberen Stockwerke sich überhaupt öffnen ließen. - "Scheiß Klimaanlagen, übrigens", steuerte nach frechem

Hüsteln erneut die zweite Stimme bei, "solln ja ganzschön an die Gesundheit, tut's im Fernseh immer heißen. Müßte man vielleicht och mal was starten ...?!"

Über die Tischplatte prabbelten Fingermannschaften, selten, und immer nur für Sekunden tauchten auch mal Gesichtslandschaften hervor aus der Dämmerung jenseits des Lichtpegels, wo es so dunkel freilich auch nicht war, als das man nicht hätte beobachten können, wie aufmerksam es werkelte hinter den Stirnbrettern beim Reden-Brüten-Lauschen. Wäre ja auch quatsch, zu viel an Heimlichkeit, schließlich kannte man sich untereinander, dies eine Voraussetzung, gewissermaßen, fürs Partizipieren.

Außer ich - Nichtmitglied der Exekutive! Ich wußte nur soviel: *Freundeskreis*, von welchem das eine oder andere Part gelegentlich erschienen war bei Frank auf'n kurzklammen Klön, wenn ich auch eben anweste zum Tee. Rotblondbärte zumeist, in Latzhosen, mit vernickelten Nasenrädern; der Typ etwa: Waschmaschinenmonteur mit Leseerfahrung. Und Kosmetikmuffel mit langen saftigen Pferdeschwänzen die Mädels, verfehltstenfalls mal eine keramische Spange im Gebünd, oder ein farbiges Flickengericht am Jeanspöcker. - Ausnahmen bestimmen die Regel, außerdem soll man ja nicht so überm Kamm scheren: die neben mir saß, die vorhin sich hatte mit 'Maria' ansprechen lassen und mir als Einzige im Geründ gänzlich unbekannt war, die hatte nur mittellanges Haar, dunkelblond mit rötlicher Schneise schrägdurch, trug eine modische Hornbrille und gefährliches Klunkerblech am linken Läppchen; auch Frank selbst individuaalte ein wenig, statt des bärtigen Wildwuchses genehmigte er sich lediglich ein wildes rumänisches Stoppeln im Gesicht. Außerdem rauchte er viel zu teure Zigaretten.

Möchte mal wissen, wer sich dieses Doppelkaliber ausgedacht hat: *ein homogenes Häuflein!*? - Ein Grüppchen jedenfalls, von dem ich wußte, immerhin wußte, daß es regelmäßig zusammenfand, diverse Unternehmungen zu planen und durchzuführen; als Ausflüge ins Grüne getarnte Fahrraddemonstrationen zum Beispiel, oder Kinderfeste in Hinterhöfen, mit Lampions und Puppenspiel und Tobecke und Tuben mit Temperafarben.

Viermal schon hatte mich Frank in seine Wohnung eingeladen, wo er regelmäßig Lesungen veranstaltete mit lebendigen Dichtern: und hoherregt das erste Mal und tapferkritisch das zweite Mal - das vierte Mal gabs vor Beginn schon Rotwein - hatte ich runderblondbärtigen Vollblutkämpen gelauscht, spätem Ablegern der Kunst-ist-Waffe-Mentalitäten (zwei davon waren auch heute anwesend), die vorzugsweise Satiren vortrugen aus der Weltliteratur, und andere, und zyklusweise Gedichte, selbstverfaßt und ungedruckt, christelnd bis subvers. - Und so schnell kann man dastehen als destruktiv: nur weil ich den maitre vom dritten Mal gefragt hatte, ob er vielleicht auch noch 'ne Liebesgeschichte vorlesen könnte, mit vielleicht bissel Sex sogar.

Und, last not least - homogenes Häuflein: vor wenigen Monaten ließ ich mich sogar einmal in eine abgelegene Kirche verführen, in der ein Friedensgebet stattfinden sollte. Atheistisch zwar bis zur Militanz, zugleich aber - auch ich pflege meine Inkonsequenzen - zugleich nicht unempfänglich gegen Rituale machte ich mich bereits zwei Stunden vor Anglock auf den Weg, nicht ahnend, daß nicht *eynfältig gebet*, sondern ein ganzes Gebetsfestival mich erwartete, welches eine ganze Nacht lang, von sechs bis sechse, zelebriert werden sollte. Im Foyer der Kirche riefen alle möglichen Plakate zu allen

möglichen Spendenaktionen auf, auf einem davon ein süßes kleines Negerbalg mit Hungerbäuchl, das einen aus seinen Kulleraugen anschaute, daß man es am liebsten zum nächsten Frühstück vernascht hätte. Darunter stand, es könne dieses Kind für nur zwei Mark einen Tag länger leben. Und: 'Wie lange möchten Sie es noch leben lassen?' Ich hatte nicht genügend Geld dabei, mich frei entscheiden zu können, also ließ ich's lieber ganz und ging nach drinnen. Das Motto: *Den Frieden auch ins eigene Haus* sollte wohlmöglich hinweisen auf den ökumenischen Charakter der Betveranstaltung, ebenso, daß die Kirchgemeinde zwar evangelisch war, überm Altar aber ein Transparent hing mit einem Satz des amtierenden Papstes: *In der modernen Industriegesellschaft ist Gott der letzte Garant geistiger Freiheit*; etwa eine Stunde lang verbrachte ich vornehmlich damit, mich immer wieder über meine Entgegnung auf Woltyla zu freuen: 'und zwar der Allerletzte'; zwei oder drei weitere Stunden benötigte ich, mich in der Vermutung zu bestärken, es würde niemals ein gläubiger Mensch einem anderen gläubigen Menschen vorschreiben, in welcher Körperhaltung er das Beten zu praktizieren hat, schon gar nicht, wenn es ökumenisch zugehen will, als ich erwachte, war es Punkt drei Uhr. Mit steifem Hals und gribbelnder rechter Wade gelang es mir nicht auf Anhieb, die gewisse Empfänglichkeit meines Gemüthes wiederherzustellen, in diesem Sinne unbeteiligt beobachtete ich einen der diensthabenden Hirten, der eben gen Altar talart kam, um einige, so sagte er selbst: 'aufmunternde Abkündigungen' loszuwerden. Das Wort 'Abkündigung' war mir ungeläufig, es bedeutete: Ankündigung, der nächsten Termine nämlich und weiterer, so sagte er ebenfalls: Aktivitäten!

In ökumenischer Allerherrgottsfrühe also, gesteißfoltert durch eine protestantische Kirchenbank, und allerkatholischster Spruchbandweisheit ausgeliefert, versagte mir an dieser Stelle die Kondition, überließ ich mich einem sehr weltlichen Schwindelanfall, unbemerkt natürlich vom diensttuenden Abkündiger, der sich eben angeschickt hatte, eine runde Viertelstunde lang geometrische Abstrakta auszurufen, anzusagen nämlich, wann in absehbarer Zeit sich wo und warum alle möglichen Bibelkreise rudeln, und Vorbereitungskreise und Frauenkreise und Mütterkreise und Öko- und Friedens- und was weiß ich für Kreise, um Friedensarbeit abzuleisten und Alkoholikerarbeit, offene Arbeit (?), Behinderten-, Alten-, Trauer-, Kinder- und überhaupt Gemeindegarbeit. Und Bibelarbeit natürlich, Bibelarbeit! - "Eine denunziatorische Sprache, n'est-ce pas?" sagte ich zu Frank, der mich durchs morgenbestörnte Graufirsch heimwärts begleitete, doch meinte der, man müsse die Sache cooler sehen, absolut cooler und nicht so kleinlich, was zum Beispiel den Begriff der Arbeit betreffe, so sei es doch zu begrüßen, wenn diese, die Arbeit, diesen Stellenwert innehaben, er sagte: diesen positiven Stellenwert. Ich war zu müde, etwas zu entgegenen, hielt es zudem für ratsamer, jetzt stille zu sein, überhaupt stille zu sein fortan, wenn es um Dinge geht, die eyn empfindsam christlich Herz berühren, welches übrigens ihm noch gar nicht so lange innewohnte, welches erst seit knapp drei Jahren konfessionell zu schlagen begann, als er beschlossen hatte, eine Karriere als Rockmusiker aufzugeben zu Gunsten einer Berufung zum Liedermacher. Was auch hätte ich zum besten geben sollen übers Ethos der Arbeit, zwanzigstes Jahrhundert, daß bestenfalls zwangsverpflichtete Montagebandknuffer gehört werden dürften? Er hätte wo-

möglich, was heißt womöglich, mit Sicherheit hätte er das Wort 'Knuffer' gerügt. Also: schön stille sein, schön stille, nicht schon wieder:!

Er, Frank, stetzte die Arme von sich fort, stützte sie auf die Handballen und ließ die Fingerstreben im bemessenen Radius über die Karte streichen, als suchte er die Blindenschrift: Legende; oder sollte man was Sexuelles assoziieren dürfen: die neue zarte Männlichkeit eben?! Nur gut, jedenfalls, daß der Tisch rund, nur gut! Wäre er rechteckig, und Frankie-boy in gleicher Pose an einer der Stirnseiten, nicht auszudenken, wie die Dinge sich noch entwickelt hätten.

Er hatte sich Nachdenklichkeit ins Gesicht gegeben, dann - aha! - einen Tusch Entschlossenheit darüber gelegt und schließlich abgedrückt, es habe etwas überhaupt nicht in Frage zu kommen, weil - und ich spurtete hinterher, den Anschluß wiederzukriegen: weil, es seien nur Objekte geeignet, wo es viel Publikum zwar gebe, aber wenige Bullen. Am Bahnhof hingegen wimmle es von Bullen. Denen würde es eine müde Übung sein, sie alle miteinander hochgehen zu lassen. "Und dann", holte er aus, und ich war wieder dran: "goodbye, crazy world, for ever und drei Jahre. Die Sicherheit geht vor, absolut! Nur absolut kleene Stellen, okey?!"

Hau & Horrido, er hats gesprochen. Einer von gegenüber schob den Kopf ins Licht, hievte die Augenbrauen und tauchte wichtig wieder ab. (Hatte also auch 'flowers of Sacramento' gesehen, die Szene, wo John Dee beschließt, doch wieder heimzukehren.)

In Anlehnung an bestimmte gängige Muster einiger Medienmäuler hatte die Gruppe sich in zwei Fraktionen gespalten, deren eine abgewogene Taktiken vertrat mit Berechnung der Erfolgsaussichten und des Risikos - sie hießen: die Kompro-

mißler -, während Gutsac, der Boß der anderen Richtung gern was auf Treue hielt, gegen die Sache. Er war also gefordert jetzt, er ließ sich nicht lumpen: "Das sollte uns: scheißegal sein", verlangte er, und obgleich, wie man wußte, er einem alten Pastorengeschlecht entstammte, sein Großvater es sogar zum Superintendenten gebracht hatte, einer fernegelegenen Kirchenprovinz allerdings, wiederholte er prompt: "Scheißegal jawohl! Was allein zählt ist: das Aufsehen je mehr Aufsehen desto besser und wenn ich das ganze Zeug über eine Kasernenmauer: schmeißen müßte!" - Wohl seinen selten einigermaßen raffiniert geratenen Satzbau zu kompensieren, hatte er sich eine Redetechnik zugelegt, die den Hörer anhielt, sich an passenden, vor allem aber an unpassenden Stellen seiner Satzschleifen Doppelpunkte zu denken - manchmal sagte er diese sogar an -, ohne aber, daß man herausfinden konnte, nach welchem Schema er jene Kunstpausen placierte.

"Was zählen schon", fuhr er fort, "ein paar Jahre Gardinen für'n Einzelnen angesichts dieser: dieser Katastrophe? Euer blödes Taktieren immer wo doch vor Jahren schon eine Aktion: fällig gewesen wäre und ..." - Da wurde er unterbrochen:

"Funda Mentalist!" scherzte jemand rechts von mir - es klang wie Zahnpastewerbung und Costa Cordalis in Einem - und endlich wieder einmal hellte es auf in den Gesichtsfenstern, gelächerte sogar eine Einheitlang, wölkte aber genauso schnell wieder ein, nachdem ich, ich Oberelefant, ebenfalls scherzgemeint und gar nicht mal sonderlich laut von Martyriumsgewahren gesprochen hatte, christlichen. (Und hatte doch nur Frank einen Freundesdienst erweisen wollen.) Schleunigst und schuldbewußt ließ auch ich wieder die Schmunzelblüten welken (... schön stille wollste blei'm, schön stille!),

hob zusätzlich bedauernd die Schultern (der Onkel hat's doch nit so gemeint!), aber der unterbrochen worden war rettete, fuhr also fort, unbeirrt: "Und mal was: Grundsätzliches noch es geht nämlich um mehr als den: Wald es geht um den Widerstand! Widerstand zu leisten ist das Alpha und O:omega für uns sollte es: zumindest sein egal wogegen völlig gleichgültig Widerstand ist Selbstzweck und das hat nichts: Abwertendes denn Doppelpunkt die Macht ist zuverlässig das heißt in jeder Form kriminell allein schon das Streben danach der Anspruch auf: Macht! Zu vertretende Interessen ein schäbiges Alibi: ein schäbiges Alibi!"

Während die Versammelten mit sichtbarem Vergnügen interpungierten, das heißt, sich kichernd bis dunkelgrimmigst Kommata dachten, vermochten mich, einen glimmenden Verehrer des jungen Johnson, derlei Gewagtheiten weniger zu beeindrucken, zumal meine Wennüberhauptprobleme im Moment einigermaßen anderer Natur waren:

- ... elf, zwölf, dreizehn: unter den, mich nicht eingerechnet, vierzehn Partizipanten mitverschörrten ganze viereinhalb Stücker *feminin*: magermagerschwerezeiten! Von diesen waren zwei per ehelicher Pendants hergekommen, also unbrauchbar, eine schied aus geschmacklichen Gründen aus, die detailliert jetzt auszuführen das *gentlemanlike* abrät, und ebenfalls kaum in Betracht zu ziehen war die Abgesandte eines Arbeitskreises *Lesben für den Frieden*, mit der ich bei Frank einmal bereits aneinandergeraten war, weil ich mich geweigert hatte, eine an das bibliographische Zentralinstitut gerichtete Peditio zu unterzeichnen, eine Petition, die die Feminisierung etwa dreißig ausgesuchter Worte verlangend beispielsweise forderte, 'Johanngeorgenstadt' umzubenennen in 'Johannalandfrauen-

stadt', in den Nachschlagewerken neben 'hänseln' im Sine von 'necken' auch 'hännen' (von Hanna) aufzunehmen, und ganz besonders radikal die Petersilie durch Petrasilie zu ersetzen.

(Ich war ja durchaus einverstanden: zu unterschreiben geweigert hatte ich mich erst dann, als sie sich weigerte, auch das Wort 'Rudiment' mit auf die Liste zu setzen. Daß ein Wort, welches in der Übersetzung 'Verkümmerung' bedeutet, ruhig weiterhin und, verstieg sie sich: konsequenterweise mit 'Rudi' beginnen sollte, fand ich zumindest unfair. Es macht ja keinen Sinn, nichtwahr, sich nur die edleren Stücke herauszupicken zur Feminisation!)

Die Verbleibende im Geründ, ich nahms als gutes Zeichen, saß direkt neben mir, rechts, und hieß Maria, also. Schöner Name - Maria, und verbreitet, scheint es: eine der beiden erstgenannten Ehefrauen hieß ebenso, hatte einmal ebenso geheiß, seit aber deren Mann vor geraumer Zeit ernannt worden war zum Stadtjugenddiakon - und ich habe nicht die geringste Ahnung, was dies bedeuten mag, wenn dies zu wissen vielleicht auch wichtig wäre in dem Zusammenhang -, seither hatte sie sich auf dem ersten 'a' betonen lassen, da klingt es eine Kleinigkeit polnischer: *Mária*. (Sie übrigens, mit knapp dreißig Jahren bereits einer sechsköpfigen Familie vorstehend, einmal Zwillinge allerdings, stand im Ruf, besonders erfolgreich zu sein im Aufstöbern aller möglichen Dingsdabumsda, wie heißen sie doch gleich?: Sexismen des täglichen Lebens; längst auch hatte sie das heutige Geschlechterverhältnis von zwei zu Eine angemerkt, kommentarlos, lächelnd. Und was für ein Lächeln!)

Ihrem diakönenden Ehegatten war es eben gelungen, den Redner ein zweites Mal zu unterbrechen - es sei dies ja alles-

alles nicht ganz falsch, gewiß doch heiße Machtausüben immer auch Verbrechenbegehen, sagte er, aber mit dem Kopf durch die Wand, wenndoch Türen offenstünden ...?! -, doch Gutsac, der Enkel, zeigte sich nicht gewillt, das Zepter schon vor der eigentlichen Krönungsfeier wieder abzugeben. "Und dieses Taktieren", spann er einen der oberen Fäden weiter, "dieses dieses ständige Taktieren: immer als ob das nicht Sache der Krämer wäre jawohl der Besitzer von Familienfirmen! Was wir brauchen ist eine Aktion: und zwar gepfefferte die Aufsehen erregt jawohl Aufsehen damit: man mal wieder sieht draußen im Lande da ist doch noch Doppelpunkt wer!"

Da mochte ich noch so dahermokieren über Satzbau und Familienhierarchie, das waren wohl vertrauten Töne, *Bienchen ins Muttiheft* dafür, unbedingt. Und flugs hatte ich diese Aufzählung parat: Erinnerungen an kilometerlange Spielfilmschleifen, stapelweise Pflichtlektüre, Schulbuchsalate, Omnibusse voller Festredner und gedächtnisstarker Veteranen, die auch, allesamt, Widerstand beschwören von einst, dem dritten Reich vornehmlich, ihn illustrierten, in Szene setzten, und dabei ganz nebenher Klischees produzierten, denke ich heute, Karikaturen über sowelche und sowelche, über extrem Mutige und Monster, Heroen und sich heroisch gebärdende Bestien, Gnome und Giganten, Philister und Naturburschen, Allmächtige und deren Ohnmacht gegen ihre Widersacher: kleine forsche Helden eben, die blut- und fleischlos auf Zelluloid und unbeugsamst Greuliches ertrugen während delikater Verhörpassagen, und die andererseits einen schier unerschöpflichen Katalog geheimlicher Regeln beherrschten: Vornehmlicher Adressat allen möglichen Widerstandes wie gesagt der abgeschnippelte Tausendjäger,

der das aber nur nebenbei, als Vehikel gewissermaßen: das Wichtigste war, daß nur die Dramaturgie immer stimmte. Und obgleich ich bereits als Neunjähriger, als Elfjähriger mich hochgearbeitet hatte zu einem der führenden Flegel in der Klasse - blieb ich doch von gewissen Anfechtungen nicht verschont, Anfechtungen, die einen Knaben nunmal befallen, der im Stillen von sich ahnt, feige zu sein, in Wirklichkeit stockfeige zu sein, der ahnt, daß er, anders als alles vorgeflimmerte Vorbildsgevattere, Schwester und Mutter ausgeliefert hätte schon beim allerersten derben Griff, (beim bloßen Anblick diversen Instrumentariums) ich armes Wicht! Mehr noch zu schaffen freilich machte mir eine Zeitlang ein harmloser null-acht-fünfzehn-Aufsatz aus dem siebten Schuljahr, oder richtiger: die Reaktionen darauf, nämlich ein Wust sonderbarster Anschuldigungen und Unterstellungen bezüglich irgendwelcher, was wußte ich, was gemeint sein mochte: verborgener Absichten - der Lehrer für politischen Unterricht sprach sogar von einer Provokation, wörtlich: einer ungeheuerlichen Provokation, und wer solche Späße sich erlaube, offerierte er, der sei ein Fall für ganz andere Stellen -, nur weil ich, Unschuldslamm par excellence, unter der Überschrift 'Antifaschistische Erziehung in unserem Lande' begonnen hatte mit der Feststellung, erst während der Herrschaft Adolf Hitlers habe die befreundete Sowjetunion, vier Panzersoldaten plus ein Hund aus Polen (Titel einer Fernsehserie, in der besagte Crew mittels List, Mut, Humor und Dank feindlicher Blödheit einen beträchtlichen Teil der deutschen Wehrmacht außer Gefecht setzt) und das deutsche Volk abzüglich seiner Soldaten und etwa vierzig ausgemachter Bösewichter der ganzen Welt beweisen können, zu welch großen Leistungen der va-

terländische Krieg imstande war, oder so ähnlich. Geendet hatte ich mit: antifaschistische Erziehung bedeute in unserem Lande, daß man sich immer heimlich zum Reden trifft, daß man immer Widerstand leisten muß, und daß man nie was verrät, niemals!

Wenn ich also nicht milieugeschädigt war, wie ich hier saß im Eingedunkelten, mit den Beinen zappelte, Grundsätzliches lauschte überm Widerstand, Einen beobachtete, der sich schon einige Zeit ganz ungeniert in der Nase popelte, als wolle er eine Lektion geben in Neuer Unbekümmertheit, mich allerlei Schmusegedanken hingab: immerfort mit den Knien pendelte und tatsächlich auf diese Weise immer näher heran gelangte an die Beine meiner immer schöner werdenden Nachbarin: Maria! Maria! Maria! - Ich armes Wicht!

"Wir hamm jetzt!", meldete Frank Ansprüche an aufs Generalstabsquartier, "schon sieben Stellen okay gebucht, brauchen also höchstens noch Stücker drei, what's the good of that strong-man stoff?! Jeder, würd'ch sagen, macht noch einen Vorschlag now, daraus suchen wir dann die Fehlenden aus."

Auf die im Halbschatten liegenden Gesichtsäcker verstreute sich graugrüne Aussaat, neun Stück der Anwesenden brachten ihre Vorschläge ein, einige enthielten sich vorerst, Frank Gegenspieler nahm sich beim Wort, schlug die Kaserne in der Reilstraße vor.

"Das ist ja mehr als abstrus, this fellow makes me mad!" kommentierte Frank. Er habe geglaubt, das vorhin mit der Kaserne sei nur ironisch gemeint gewesen, *a little joke besides*, doch Gutsac, dem es einige Schweißwässerchen ins Stirndelta getrieben hatte, gab zurück, stehenden Fußes = unruhenden Steißes, im Tonfall der eben absolvierten Krönungsrede: "Wenn in zwanzig Jahren uns unsere Kinder fragen

was das ist ein Wald dann ..." und Anderen zuvorkommend unterbrach er sich diesmal selbst, wischte sich den Ärmel feucht und grolldonnerte: "Ironie ist bei diesem Thema ganz ganz fehl am Platze: ja-wohl!"

Dem anschließenden Stimmenaufwurf war nicht zweifelsfrei abzuschmecken, wie es um das Kräfteverhältnis im Kreise bestellt war. "Fehl am Platze!" - ich wiederholte es meiner Nachbarin, flüsternd, versteht sich, und umso bedeutender, schickte meine souveränste Schmuckblattvisage hinterdrein, sie aber tat, als hätte sie nix gehört, nix gesehen, ließ nur mal ein wenig die Blechlawine erzittern am Ohr. Erst als ich noch eins draufgab: - abstrus sei ja schon stark, aber mehr als abstrus ...?! - entließ sie doch einen milden Schub, der aber mindestens auch bedeuten konnte: 'ist ja schon gut, mein Kind', und schwenkte wieder geradeaus, wo Frank eben die noch ausstehenden *propositions* abverlangte.

Dann hatten Vierzehn das Ihre gesagt, was zwölf Stück ergab, Vorschläge, denn die Ehefrauen hatten sich den Ehemännern angeschlossen, jedoch im Partnertausch, sozusagen. Der Fünfzehnte im Reigen, ich, hielt es mal wieder für richtiger, stille zu bleiben. Selbstverständlich, daß ich mich zurückhielt als nicht dem Aktionsstab angehörig, der Exekutive, der ich mich versehentlich in der Runde befand, nicht ausdrücklich dazu geladen war, eigentlich nur ein geliehenes Buch hatte zurückbringen wollen, über Karl den Fünften nach dem Schmalkaldischen Krieg: das also hat man davon!

Natürlich hätte ich schnurstracks wieder gehen können, gehen müssen, so verschwürt sich mir der Reigen offenbarte auf die ersten Augenclics, aber so ist das nunmal: einerseits begriff ich Zehntel zu spät erst richtig die Situation, hatte doch

einige Splitterlang tatsächlich an Poker gedacht, nein, nicht Poker, an Canasta eher (immerhin: dieser Lampenschirm hätte jeder auf Zockerfilme spezialisierten Requisitensammlung angestanden), andererseits die Schreckstarre eben, glotzte ich um bessere Beschäftigung verlegen rüber zum Tisch, glotzte und clic und clic und glotzte - glotzten mehr als dutzend Paare retour: Augen, die waren Eiergeschosse!

So ist das nunmal, statt zu tun jetzt, was als 'taktvoll' mir aufs Kreditkonto gewachsen wäre, nämlich: 'da will ich mal nicht weiter stören' plus kehrtum, tat ich, was ich tun mußte, steuerte auf den einzigen noch freien, man mochte sich einreden: freigehaltenen Hocker zu, nahm Platz mit der Selbstverständlichkeit einer besonders zart bestückten Persönlichkeit, die vom Therapeuten beauftragt ist, zum Fahrkartenschalter zu gehen, sich unbekümmert aller Flüche und Verwünschungen vorzudrängeln und ein beliebiges Billett zu kaufen. Oder auch nicht zu kaufen. So sehr nun die andauernde Stille mir aufs Gemüth sengte, (wie Sonne einem auf die Haut brennt und man zu fliehen keine Schatten findet,) so unvermittelt gab ich, an Frank gewandt, einige Sätze zur entliehenen Lektüre zum besten, über Karlemann also, wie der geschmolzt hat nach dem Komplott und fortan sich aufs Frömmeln beschränkte. Und extraraffinierter Uppercut: "Müßte man mal von den Heutigen welchen empfehlen!"

"Aha", nahm Frank zur Kenntnis, illerte à droite, illerte à gauche, ließ aus tiefster Versenkung ein zweites unamerikanisches "Aha" vernehmen, rückte die Karte zurecht auf dem Tisch und sprach von irgend etwas.

Das war vor weniger als zehn Minuten.

Die eingedunkelte Tagung war fortge-

setzt worden, demonstrativ unbekümmert ob des zusätzlichen Gastes, den einfach wieder wegzuschicken sich offenbar keiner so recht getraut hatte, immerhin kannte man ihn ja, gehörte er über seine Bekanntschaft mit Frank ja irgendwie dazu, wenn auch bloß zum - vielleicht ist das Wort 'Fußvolk' etwas zu grob.

Während indessen am Tisch die Vorschläge ausgewertet wurden und ich besonders darauf achtete, ob mein persönlicher Favorit in die engere Wahl gelangte, ausgerechnet und freilich unwissenderweise von Maria eingebracht: die Große Aue, blieb mir genügend Muse, einen rhetorischen Uraltklepper zu zäumen: *Und welchen Namen hat das Kind?*

Das Kind, das Kind, man frage mich was Leichteres. Bestenfalls in petto hätte ich den Namen eines jungen Mannes, der auszieht aus einem kleinen Dorf an der Küste, die Welt kennenzulernen. Und dem die Welt sich offenbart als eine wenige Autostunden entfernte Großstadt. Und in dieser ist eben ein kühler Sommer zu Ende gegangen und bahnt sich ein ungewöhnlich warmer Herbst an. (Und außergewöhnlich nennen ihn sogar die Meteorologen.) Und die Stadt leidet unter einem entsetzlich heißen Septembertag. Und nirgendwo sieht man mehr die dicken Wollpullover und die Strickjacken und die festen Schuhe und die Windjacken und die gelben Regenkuten und die Schals und die warmen Strümpfe und all die Sachen, die das Straßenbild vor zwei Tagen noch beherrschten. (Und nein: Strümpfe gehören nicht in die Aufzählung, die konnte man ja nicht sehen, schon gar nicht, ob sie warm waren.) Und vor den Gaststätten hat man wieder Stühle und Tische aufgestellt. Und auf einer Veranda sitzen vier Männer in bloßen Unterhemden und trinken Bier. Und an ihnen vorbei laufen Frauen, die hätte man vor

Jahren schamlos genannt. Und in einem Dorf an der Küste würde man das heute noch tun. Und barfüßige schmutzige Kinder haben es eilig, sie tragen Einkaufsnetze fort mit Badetüchern drinnen und Schwimmlössen und Schnorcheln. Und ein junger Mann mitten im Gewimmel hat sich den Temperaturen noch nicht angepaßt. Er sagt zu den Tauben 'Flugratten', und er schwitzt unter einem Rucksack, den hat ihm seine Mutter schwergepackt für die Reise. Und er kauft sich eine Portion Softeis und Zigaretten und einen Stadtplan samt Prospekt. Und später sucht er auf dem Plan die Blumstraße, und die liegt eine ganze Strecke entfernt von hier. Aber er benutzt nicht die öffentlichen Verkehrsmittel, er fragt sich durch und jemand sagt zu ihm 'Fischkopp'. Und da sagt er: "Nö. Brenzig. Und ik möt nachde Blumstrat. Nich Blömenstrat - Blumstrat!"

(Brenzig also soll er heißen - ein junger Mann von der Küste. Abgesehen einmal von dem durchaus perfiden 'z' in der Mitte, das man aber durchaus auch als stimmhaftes 's' sprechen darf, ist das ein durchaus nichts bedeutender Name.)

Und in der Blumstraße wohnt einer, der heißt Lewack. Das ist der Einzige hier, zu dem Brenzig gehen kann. Der war vor zwei Jahren einmal zum Urlaub in dem Dorf an der Bucht. Da hatten sie sich kennengelernt. Warum er Brenzig hierher in die Stadt gekommen ist so unverhofft, das kann er ihm nicht genau erklären. Es hat zu tun mit einer verkorksten Liebesgeschichte, sagt er, und mit dem Fernweh ganz allgemein. Und nein, Alwi ist nicht mitgekommen, das ist es ja eben, ein verkorkster Typ eben. Für einige Tage kann Brenzig bei Frank Lewack wohnen.

Das sind sehr aufregende Tage, er findet sie schau. Er lernt viel Neues kennen. Zum Beispiel hat er ja noch nie in seinem

Leben von einer richtigen Verhaftung gehört wegen politisch. Zum Beispiel kommt schon am nächsten Tag ein Ehepaar zu Besuch, denen jemand gefolgt ist von der Kaufhalle bis nach Hause. Und das erzählen die so als wäre es gar nichts. Und von zu Hause ist ihnen weiter jemand gefolgt bis zum Kindergarten am Müntzerplatz und von da aus noch woanders hin. Besonders aufregend findet Brenzig die Geschichte über eine Frau, die wurde eingeschleust. Ein Superweib mit Kamera, heißt es. Und in seinem Dorf hatte er eine Zeitlang als Gehilfe des Bäckers gearbeitet, da gab es auch das 'Inschlüssen'. Aber damit war bloß gemeint, wie man die Rosinen ins Rosinenbrot bringt.

Jedenfalls sind das jetzt sehr aufregende Tage. Sie gehen so schnell herum wie noch nie in seinem Leben. Ein ganz neues Milieu, sagter zu Frank, der lächelt milde.

Von nun an dauert es nicht mehr lange, da erwartet er halb ängstlich und halb sehnsuchtsvoll einen Tag, an dem man auch ihn endlich abholen und in obskure Gewölbe verbringen wird. Das muß einmal so kommen. Aber es gibt doch gar keinen Anlaß, ihn einfach hops zu nehmen so mirnix dirnix. Aber doch! 'Wendie wollen könnie jeden.' Das war die Moral mancher Geschichte. Daran hält er sich. Er will einfach bloß dazugehören. Er ist aus dem Schneider raus, wenn er sich irgendwie drinnen hält. So einfach!

Aber es geschieht nichts. Er wird nicht abgeholt. Er wird nicht irgendwohin gebracht. Er entdeckt niemanden, der ihn einmal verfolgt von der Kaufhalle nach Hause und woanders hin. Aber das entmutigt ihn noch nicht. Er bleibt trotzdem manchmal ganz plötzlich stehen hinter einer Straßenecke und wartet der Dinge, aber die kommen nie. Er springt trotzdem manchmal ganz plötzlich in eine Straßenbahn und läßt sich schnell fortfahren. Vom

Markt aus nach Neustadt zum Beispiel, oder zum Bahnhof, oder nach der Silberhöhe. Auch das Steintor ist günstig für plötzliches Einspringen, weil auch von dort aus oftmals mehrere Bahnen gleichzeitig abfahren. Im übrigen wird Brenzig auch niemals ausgehört, auch nicht ganz unbedarft nach den Lesungen in Franks Wohnung. Schon gar nicht durch ein eingeschleustes Weib mit Sex-Appeal und Kamera. Und das findet er besonders schade. Überhaupt kein Mensch scheint sich besonders zu interessieren für ihn.

Auf die Dauer ist das doch deprimierend. Nie eine Begegnung zu haben mit jenem sagenhaften Tier, nie eine wirkliche Begegnung. Er glaubt, daß diese ihm zusteht. Er glaubt, daß bei Frank Leute verkehren, von denen manche glauben, das halbe Angebot an Zivilpolizei dieser Stadt ist an ihren Fersen. Da sollte doch wenigstens Einer für ihn übrig bleiben dürfen, glaubt er. Ein Einziger, mehr benötigt er ja gar nicht.

Aber Brenzig stammt aus einer Familie von Fischern und Bauern. Er braucht einen Erfolg. Das Leben braucht einen Sinn, einmal muß etwas rauskommen. Ihm wird das Spiel langweilig, er sucht sich eine Arbeit, immer seltener läßt er sich bei Frank blicken. Die Arbeit, die ihm schließlich gefällt, ist in der Großen Aue. Er pflegt Parkanlagen und streicht die Bänke an im Frühjahr und karrt Sand in die Sandkästen der Kinderspielplätze. Und irgendwie verbringt er auch die Abende und die Nächte. Und immer, wenn er sein Leben ändern will, da tut er etwas Besonderes. Manchmal hört er auf zu rauchen, als er in die Stadt zog begann er, Frühsport zu machen. Für dieses Mal jedoch fällt ihm nichts Passendes ein, da geht er ins 'Mauritius'.

Und es sitzen drei Männer mit am Tisch. Und die reden über Politik und über

Sport. Und Brenzig redet mit über Politik. Und er will von allen am weitesten gehen im Reden. Und nach einer Weile redet er fast nur noch allein. Und er fühlt sich sehr munter. Und er redet nicht mehr, er flucht nur noch und krakeelt und ist betrunken. Und da gelingen ihm besonders gehässige Flüche über die Politik. Und auch seine Tischgenossen sind betrunken. Und die Männer an den Nachbartischen sind betrunken. Und es wird immer lauter im 'Mauritius'. Und niemand bekommt mehr richtig mit, was er flucht. Und es beeindruckt niemanden. Und auf dem Heimweg grölt er durch die Straßen. Und auch das stört niemanden. Und dann grölt er Nazilieder. Und darauf werden zwei Uniformpolizisten aufmerksam. Und die warnen ihn bloß wegen Ruhestörung. Und das ist ihm viel zu milde. Und er geht nach Hause. Und vier oder fünf Tage später will er Frank das Buch zurückgeben über den Kaiser in San Yuste. Und bei Frank treffen sich gerade einige Leute. Aber das kann er ja nicht wissen, Brenzig, sein Name.

Und damit war ich einverstanden, sehr sogar, mein Favorit hatte es also geschafft, die Große Aue war in die Gruppe der letzten drei gelangt. Bei gutem Ausflugswetter, hieß es. Die anderen beiden Vorschläge waren: am Hallmarkt, wo gewöhnlich die Großkundgebungen stattfinden, und oben am Steintor, wenn im dortigen Varietétheater eben die Vorstellungen beginnen.

Die Große Aue: ich äugelte den Kreis ab, absolvierte der Reihe nach einen nach dem anderen der potentiellen Blickgeber, hüstelte mehrmals zu Verstärkung, erhielt jedoch nirgendwoher auch nur die Andeutung eines Signals zurück. 'Die wissen doch, daß ich, wissen doch einige', trommelte es mir gegen die Schläfen von Innen, peronada! Nada! Nada! Nada!

"Ich a-a-arbeite do-dort", nutzte ich

eine Pause vor dem nächsten Punkt der Tagesordnung und konnte mal wieder nichts tun gegens Stottern. "Vi-vi-vielleicht könnte ich da-da-dasda übernehmen, vielleicht-leicht?" Aber nicht der kleinste Mucks - nichts! Die Pause zog sich in die Länge, die Stille wurde immer stiller, nur Maria, die den Vorschlag ja eingebracht hatte, knarrte mit dem Stuhl - aber das muß ja nichts bedeuten. "Ich mein: ich kenn mich aus dort-dort, ganz gut..."

Nach Lichtjahren endlich Gutsac - ich hätte ihm sonstwas Nettes sagen mögen für soviel Taktgefühl -: lehnte nicht nur mein Angebot rundweg ab, sondern die Aue überhaupt, setzte zu einer neuerlichen Grundsatzklärung an und hatte nun leichtes Spiel, die Kompromißler zum Kompromiß aufzufordern und schließlich durchzusetzen, daß statt der Aue doch lieber das Hochhaus am Bahnhof als Nummer drei gesetzt wurde. Einer sollte schon morgen überprüfen, ob denn nun oder ob nicht: die oberen Fenster zu öffnen gingen. Soweit sogut!

Und ich? Mochte sehen, wie ich zu-recht kam, ich armes Wicht! Mit einer Gesichtsmaske übergezogen, die nach allem aussehen durfte, bloß nach Gekränktheit nicht, nach Schmollen womöglich, beschloß ich, mich ab sofort nur noch aufs Eigentliche zu konzentrieren: Maria!

Frank und der Diakon waren zwar eben glatt überstimmt worden, wollten die Veste aber partout nicht kampfflos preisgeben. So ließ Frank sich noch eine Zeitlang aus über etwas, das er *democratic fairplay* nannte, welches das Gelbe vom Ei ja wohl nicht sein könne, wenn es einen zwingt, gegen alle Vernunft stehende Entscheidungen letztlich mitzutragen. Und: wahrlich-ich-sage-euch, pflegte der Diakon gern seine Ausführungen einzuleiten, denen er dann aber in Ermangelung

passender Gleichnisse oftmals profanere Argumente folgen ließ. "Wahrlich, ich sage euch", sagte er, "das Hochhaus wird noch, wird noch uns zum Verhängnis. So wie der Turm zu Babel, obwohl es da um was Anderes ging. Aber das Hochhaus - aber gut: ihr habt es so gewollt..."

Jemand gähnte an dieser Stelle ebenso ostentativ, wie er vorhin gepopelt hatte, Gutsac und der zweite Ehemann flüsternten miteinander, ich kurvte mit dem Zeigefinger den Stadtplan entlang, suchte die Stelle, wo etwa sich mein Wohnhaus befinden mußte. Fündig geworden klopfte ich kurz an mit dem Knie am Knie meiner Nachbarin, doch verbat die es sich, schon wieder gestört zu werden: lauschte sehr energisch dem Diakon, der sich indessen vollends darauf verlegt hatte zu erklären, warum die Geschichte um den Babeler Turm hier nicht paßte, und was das bedeutete: babylonische Sprachverwirrung.

"Guck, hier genau wohn ich, genau hier", murmelte ich nach rechts. "Hm", lautmalte es von dort zurück, oder war es nur ein Frosch ihr im Hals? Und sie schien verärgert/besorgt, Wesentlicheres zu verpassen.

"Da kann man, da kann man über die Bebel links rein, oder man kommt übers Urania-Kino die Neumarktstraße hoch, in' Harz und dann rechts." Es gab noch eine dritte Möglichkeit, von hinten die Puschkin entlang, aber die verschwieg ich jetzt lieber, Gutsac hatte bereits ziemlich laut und tief Luft genommen und eine Schnute ins Licht befördert: sehr unmißverständlich. Mia-Schatz hörte mir ohnehin nicht zu.

Der Diakon klang langsam aus, Frank eröffnete den nächsten Programmpunkt, las einen Textentwurf vor. Es hörte sich an nach einer Wahlaufforderung, nicht so sehr nach dem, was es eigentlich werden sollte, einer Trauerannonce. Dafür aber

war man sich ausnahmsweise einmal einig über den Inhalt, ein Säckelchen voller Statistik, garniert von 'wenn-nicht-sofort'-Formeln. Diskutiert werden brauchte nur noch etwas über die Überschrift vom Ganzen. *Der Wald liegt im Sterben*, schlugen die Einen vor, die Kompromißler hingegen plädierten für einen Vierzeiler Abel Abteuffs, der mit der Zeile begann: *Über allen Wipfeln ist Ruh'*.

Und wie gehabt: anschließende Abstimmung, und ich unterließ es, Partei zu ergreifen für Abteuff. "Außerdem steht, wenschon!" maulte ich zu Maria, doch die überhörte es geflissentlich; stimmbe-rechtigt. Die Entscheidung fiel gegen die Kompro aus, wie gehabt, und mich, also. *Der Wald liegt im Sterben*, also. Ironie fehl am Platz, also.

Aber darauf hatte ich lange genug warten müssen: eben sollten die genaueren Termine der Sache besprochen werden, da endlich meldete sich der vollbärtige Hüne zu Wort, der mir gegenüber saß. Zwar, wie er fortwährend aus einer klobigen Tabackspfeife fettwänstige Kreaturen paffte und den tobenden Flügelnäpfen zwischen Frank und Gutsac bestenfalls mal einen Popel widmete, oder ein Gähnen, schien er nicht gerade geeignet, zum arbiter elegantiae gekürt zu werden, war ihm aber durchaus eine der ganz oberen Positionen zuzutrauen in der Hierarchie, noch über den beiden Fraktionsführern. Ich war ihm schon bei früheren Gelegenheiten begegnet, wußte aber lediglich über ihn, daß er auch außerhalb der Gruppe einiges Ansehen als Kunstmaler genoß, und daß er aber seit geraumer Zeit kaum noch zum freien Malen kam, stattdessen vornehmlich ein Genre bediente, das hieß: Aktionskunst. Und Frank hatte mir eine Geschichte erzählt über ihn, die kurzgefaßt etwa so ging:

Im Spätsommer des vorvorigen Jahres

war er gemeinsam mit fünf Getreuen, einer Videoanlage und einigen Kanistern grüner und roter Farbe nach Süden ins Gebirge gereist, eine Aktion zu zelebrieren. (Frank sprach von *happening* - ich weiß jedoch nicht genau, ob das das Selbe ist. Damals waren Aktionen und Happenings eben in Mode gekommen, der Maler schickte sich also an, seinen Einstand darin zu geben.) Sie machten eine besonders gespenstische Kammlandschaft ausfindig, einen der vielen Tatorte, wo außer weniger Dutzend komplett abgenadelter Baumskelette nicht mehr allzuviel übrig war vom *teutschen Tannen Walde*.

Während einer der Beteiligten nun die Videokamera zu führen hatte, begannen die übrigen Fünf unter Anleitung des Malers, die Holzkadaver anzupinseln, grün plus flächendeckend wie das Leben, rot plus kecksig wie das Blut - so das Konzept. Bereits einige Stunden zu Gangesieben oder acht ehemalige Bäume dressierten schon bis zu drei Meter hoch im neuen Gewande - da plötzlich brach eine Aktion ganz anderer Art über sie herein, und zwar eine schnittige Aktion, da wurden sie überfallen von einem Kommando der nahegelegenen Grenztruppen. Natürlich kapitulierten die sechs Hanseln sofort und bedingungslos angesichts solcher Übermacht, aber vielleicht hätten sie das besser nicht getan, denn der wegen des allzu knapp geratenen Manövers vielleicht etwas frustrierte Unteroffizier vermeinte, sich erst einmal ein bißchen Laune verschaffen zu müssen, wies die Delinquenten an, mittels Spachteln die Farbe von den Objekten wieder zu entfernen. Das jedoch erwies sich als schwer durchführbar, zumal die Spachteln einigen der besonders abgezehrten Gestelle eher als Fällwerkzeuge genügt hätten; der Unteroffizier hatte ein Einsehen.

Dann wurden die Missetäter zur Wa-

che des betreffenden Regimentes (der Kompanie?) gebracht, dort ein wenig visitiert, ein wenig verprügelt, ein wenig verhört, ein wenig verköstigt und schließlich zur Bezirksdirektion der Sicherheitspolizei weitergefahren, wo allerdings niemand so recht etwas mit ihnen anzustellen wußte, man sie nicht nur als Spinner bezeichnete, als Künstler eben, sondern schon bereit war, sie mit einer Verwarnung wegen groben Unfugs wieder heimzuschicken, hätte nicht, ja, hätte nicht einer der Getreuen vermeint, es sei aus der Sache mehr herauszuschlagen.

Eine abschließende Vernehmung durch den diensthabende Staatsanwalt nutzend, hatte er nämlich zu guter Letzt versucht, diesen höchstpersönlich für die gute Sache zu gewinnen, für die Sache ganz allgemein und für die Aktion insbesondere, hatte, um sie richtig schmackhaft zu machen, ein bißchen auf den Putz gehauen, von irgenwelchen höheren Absichten gesprochen, vom internationalistischen Charakter solcher Aktionen, von diversen Verbindungen, Absprachen und so fort. Und der Herr Staatsanwalt war noch jung, bestimmt gerade erst von der Uni runter, hatte seinen Weg noch vor sich, wollte womöglich später einmal in die Hauptstadt ziehen, als Oberstaatsanwalt womöglich, es gab keinen groben Unfug mehr, ersatzweise aber die Eröffnung von sechs Ermittlungsverfahren wegen staatsfeindlicher Tätigkeiten.

Das mochte nun bedeuten was immer es will, vorgeworfen jedenfalls wurde dem Sechser, er habe für ausländische Dienste, jawohl: Dienste, deren gelegentliche Ideenvielfalt ja hinlänglich bekannt sei, für die also habe er im Grenzgebiet des Landes Markierungspunkte errichten sollen. Warum, zu welchem Zweck - eine geplante feindliche Invasion etwa? - das waren Gegenstände ausführlicher Ver-

nehmungen in den folgenden beiden Wochen. Einige der bislang etwas vernachlässigten Indizien erhielten nun umso besonderes Gewicht. Nämlich, daß einer der Beteiligten eine gültige, ziemlich unverschlissen aussehende Zehndollarnote bei sich trug, ein Anderer eine Landkarte mit dem Gebirge drauf, die natürlich auch eine Landkarte des betreffenden Grenzabschnittes war, auf der sich zu allem Überfluß auch noch einige nicht zu entschlüsselnde Eintragungen befanden, und last not least konnte der vollbärtige Anführer des Häufleins nicht bündig erklären, woher die Mittel für die Videoanlage stammten, doch wohl kaum vom Bildermalen!

Aber wahrlich, ich sage euch: die Wege eines aufstrebenden Staatsanwaltes sind unergründlich. Ohne irgendeine Erklärung oder Begründung zu geben und gänzlich unerwartet wurde den sechs Getreuen nach siebzehntägigem Interim plötzlich das Quartier gekündigt. Mittwoch, fünf Uhr vormittags. Nicht einmal eine gutgemeinte Geldbuße wegen groben Unfugs gab man mit auf den Weg. Eine wenig verschlissene Zehndollarnote allerdings wanderte in die Staatskasse, und was schwerer wog: das Videogerät hatte noch glatte zehn Monate in Gewahrsam zu verbleiben, ehe es endlich nachgeliefert wurde, diente vielleicht den entstandenen Aufwand in irgendeiner Polizeischule als Unterrichtsmittel ab, man kennt ja nicht diese Kanäle.

Sonstige Nachwehen der Affaire: dem Vollbart wurde die Lizenz als Kunstmaler entzogen und einer der Teilnehmer, eben jener, der es besonders gut gemeint hatte, wurde ernannt zum Stadtjugenddiakon: ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Und dies noch: seine künstlerischen Ambitionen verwirklichte der Erstgenannte fortan darin, Aktionen zu inszenieren, in welchen er Schallplatten mit deutschen Hei-



matliedern abspielen, manchmal sogar einen Männerchor auftreten ließ, und dazu extrem vergrößerte Postkarten übermalte mit, versteht sich, Waldansichten darauf.

Er stopfte mit silbrigem Besteck seine SHAMROCK nach und verfügte, es solle über Termine und dergleichen ein anderes Mal gesprochen werden, heute schein ihm die Gelegenheit dafür ungünstig zu sein. Auch habe man schon zur Genüge gegessen. Seine Stimme war tief und mild.

“Man isdat döschich! För maller geijts nich mehr!” geiferte jemand im Kreis und es dauerte seine Zeit, bis ich merkte: das war ja ich! - “O Pardon!” Schon war ich bereit, ich armes Wicht, was Kleingekäutes nachzufüttern, aber ein Blickschweif genügte zu wissen: zu spät! Da half nur noch Fluchtnachvorn: “Siebzehn Tage, magere siebzehn Tage, und die hätten nicht mal sein müssen: kann man doch wirklich nicht sagen, genug gegessen - mein Gott, is dat mall!”

Nein, nicht etwa, daß ich etwas in die falsche Kehle gekriegt hätte, aber durchwachsenere Stücke fand ich nicht vorrätig

in der Eile, also tat ich als ob, schob zur Sicherheit noch eine Fuhre hinterher, von wegen: “Zettel an Windschutzscheiben pinnen, Flugblätter aus’m Hochhaus - sowas hatte meine Großmutter schon drauf, da kriegt sie jetzt ‘ne Rente für ...” Einen Momentlang blieb mir die Spucke aus, und mir entgegen glotzte es vierzehnfach wie, ja wie denn bloß?, dann endlich hatte ich einen besseren Faden erwischt: “Außerdem: steht”, tat ich amüsiert und zog Grimmigstes auf mich, der Diakon öffnete sich eine Grotte ins Gesicht, ließ paar Schreckenskröten entschlüpfen und klappte wieder zu. “Wen schon, dann steht im Sterben, der Wald. Liegt ja schließlich nicht rum, zu tode betrübt zwischen lauter Bäumen ...”

“Mehr zu sagen fällt dir wohl nicht ein?” - Es sind immer die Frauen, die in solchen Situationen als Erste was zu sagen finden, Máriapolack diesmal, und Mia-teutsch, ausgerechnet die, giftete was Grünes hinterdrein, à la: selber mal was Konstruktives leisten, statt immer nur rumzunölen und mich die ganze Zeit über blöd anzumachen. “Und eingeladen war der sowieso überhaupt nicht, äh!”

Und das tat weh: sowieso überhaupt, äh! “Ich finde”, und war schon beim Aufstehen, “ich finde, ein bißchen Rouge zur Frisur wäre nicht die größte Katastrophe. Und vielleicht mal’n Kleid statt immer nur Jeans. Und nicht reden natürlich, immer stille sein, schön stille sein!”

“Sag mal, bitte”, salbte Häuptling pipesmoker drauf, “warum du sowas machst. Keiner hat dir was getan!” Und gleichzeitig Frank: “... so’n lieber Kerl, als er hier ankam vor zwo Jahren, so’n lieber...” - ganz ohne amerikanisch.

Und schon fast an der Tür nahm ich noch einmal auf, fragte, ob jetzt die Seelsorge dran sei, gab noch etwas dazu als WORT ZUM ABSCHIED, aber was? - keine Ahnung mehr.

# Konkurs der Off-Szene?

*Ein Gespräch über junge Künstler in der DDR*

“Um von vorn anzufangen. In Berlin, West-Berlin tauchen Kulturführer zur 750-Jahr-Feier der Stadt auf und da wird noch ganz euphorisch vom vielfältigen Leben im Prenzlauer Untergrund berichtet. Ist das denn so oder ist nicht ganz im Gegenteil, wenn man das vergangene Jahr betrachtet, also 1986, eine Art Konkurs der Off-Szene?”

“Das glaube ich nicht. Das glaube ich nicht aus dem Grunde, weil die Szene ihre Lebendigkeit nie eindimensional, konzentriert auf wenige, bekannte Leute, entwickelt hat, sondern immer in verschiedensten Schattierungen. Den Off-Schauplatz als etwas genau lokalisierbares hat's wohl nie gegeben, weil er in erster Linie ein Verhalten meint und sich nicht auf die lokale Form des Beweises, auf Kneipen, Selbsthilfegalerien und die Miniaufgaben der “Schadens“-Meldungen (1) beschränkt. Was erfahrbar ist, ist so eine Art Wurzelgeflecht, das verschiedene Verzweigungen hat. Du verstehst - auch hier hat man seine Deleuze und Guattari gelesen. Und es kommt immer darauf an, von welcher Warte aus man diese Vielheiten betrachtet. “Totenreklame” (2), das könnte die eine Ebene sein und “Zangengeburt” (3) vielleicht eine andere und “Bornholm” (4) eine dritte und dann gibt es sicherlich jede Menge periphere, ganz egozentrische Balanceakte. Außerdem: Die Szene ist nicht immer nur der Prenzlauer Berg!

“Die Vierte und Fünfte, wie würdest Du die bezeichnen, umschreiben?”

“Ich würde das gar nicht so scharf zwischen erster und letzter Instanz getrennt sehen, eher mehr im Querdurch. Die wirklichen Ereignisse werden aus der Spontaneität geboren. Es ist einfach so, daß zwischen den einzelnen Gruppen gar nicht so viele Kontakte bestehen. Man kümmert sich in erster Linie um sich selbst und tritt

irgendwann mit Ideen an die Öffentlichkeit und wenn man dann Gleichgesinnte findet, ist das ermutigend, aber es hat niemand Lust, sich mit solidarischen Beweisen an andere Leute zu wenden, um da irgendwie die Kiste aus dem Dreck zu ziehen. Wir sind uneingestanden einsam, doch je mehr wir uns mit uns selbst befassen, umso weniger kümmert uns diese Isolation.”

“Das GEO beschreibt Plätze, die schon gar nicht mehr existieren. Ist nicht doch das Gesamtbild dieser Szene hier empfindlich geschrumpft?”

“Du fragst so, weil Du vielleicht selber das Gefühl hast, daß die Leute, mit denen Du vorher gesprochen hast, entweder kein Durchhaltevermögen mehr haben oder schon über alle Berge sind. Das muß Dir natürlich den Blick auf Neues vernebeln. Ich hab ganz andere Erfahrungen machen können in der letzten Zeit, und auch neue Leute kennengelernt, von denen ich vorher nichts wußte. Es gibt neue kleine Ausstellungsräume, zur Verfügung gestellt von Leuten, die sind wesentlich jünger als ich, so Anfang 20 und es gibt auch nach wie vor tolle Konzerte, Lyriker schreiben nicht nur, sie lesen auch wieder öffentlich, es gibt Filmvorführungen ...”

“Versucht denn der Staat noch viel hineinzureden oder hat sich das, was ich immer als Berliner Verhältnisse bezeichnet hab oder als Berliner Verhältnisse bezeichnet wurde so ausgedehnt, daß hier ein bestimmter Freiraum existiert?”

“Ich denke schon, daß perspektivisch denkende Beamte versuchen, zu vermitteln und zu integrieren. Dazu sind sie ja gezwungen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen jede mögliche Frischluftzufuhr durchs leicht geöffnete Fenster wieder abpfeift. Freiräume existieren nur, wo sie sich der Einzelne selbst erstritten hat. Sollte die Möglichkeit bestehen, daß

sich Subjektivität auch dort, wo sie nicht von Institutionen programmiert wird, entfalten kann, dann ist das eine positive Entwicklung. Allerdings, es gibt auch Künstler, die fühlen sich erst frei in der Bunkerzone, die ihnen das bürokratische Kummert bietet, über deren Existenz hab ich diesbezüglich nichts zu sagen. Ich habe mehr die Leute im Blick, die noch von Eingang zu Eingang hüpfen können, ohne an Ausgänge zu denken. Und ob für die schon die Glocken läuten, da müßtest Du sie selbst fragen. Solange sich “anderes Denken” nicht wirklich auch an der Basis durchsetzt, solange nicht erfahrbar wird für den einzelnen Künstler, der beteiligt ist an dem, was gegen den Strich büstet, daß es eine Art Laisser-faire gibt, solange kann man eigentlich im Ganzen auch nicht davon reden.”

“Wo würdest Du denn in der DDR zur Zeit so die Herzen einer eigenen lebenden Kultur ansiedeln und mit welchen Medien?”

“Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das nach wie vor in den großen Städten passiert, in Berlin, Dresden, Leipzig, Karl-Marx-Stadt. Wobei es immer auf die künstlerische Konsequenz derjenigen ankommt, die am Auslösen einer Projektion auf ihr Ich interessiert sind. Das muß also nicht unbedingt in den Großstädten sein. Überhaupt, die DDR ist so klein, in der Kunstszene kennt doch jeder jeden, da liegen die Siedlungspunkte derjenigen, die auf bürokratische Vermittlertätigkeit verzichten, ganz eng beieinander. Und was die Medien angeht, da sehe ich einen Trend zum Super-8-Film, mehr als in den letzten Jahren.”

“Obwohl es den ja schon ausgeprägt gab.”

“Gab und jetzt wieder verstärkt gibt. Die Leute, die damit angefangen haben Ende der 70er Jahre, Helge Leiberg, Con-

ny Schleime, Christine Schlegel, Gino, Gabi Kachold (über deren Vorbilder und die Entwicklung der 60er Jahre will ich jetzt nicht sprechen), diese eben genannten Künstler leben z.T. heute in West-Berlin. Aber in der DDR gibt es inzwischen Nachwuchs, der all das kennt, was in den vergangenen acht Jahren gelaufen ist und sich daran orientiert. Unterscheiden lassen sich gegenwärtig drei Strukturebenen (5): Erstens gibt es Erzählfilmkino in Miniformat, zweitens den auf Erzählstruktur meist verzichtenden Experimentalfilm, der durch manuelles Bearbeiten (Kratzen, Malen, chemische Behandlung) der Filmschicht entsteht und drittens Filme, die ein bißchen surreal verquollen, von langen Bildeinstellungen lebend, Rückwärtssalti ins Irrationale vollführen und den Zuschauer manchmal mit pathetischen Gefühlsausbrüchen langweilen. Diese Filme sind einfach schlecht, weil sie weder Können noch Offenheit zeigen. Es wird eben auch viel Mist gemacht. Bisher fehlt ein Experimentalfilmworkshop in der DDR. Soetwas wäre wichtig, um Maßstäbe herauszubilden. Um der Kultur im Magen zu liegen, muß man schon ein bißchen Eigengewicht besitzen. Bürgerschreck zu sein, genügt nicht. Eine heruntergelassene Hose interessiert nur noch die humorlosen Standardeinheiten der Macht und sonst niemanden. Askese scheint mir wichtiger zu sein als Jux. Und nicht Schocktherapien, sondern neue Kommunikationsformen wären angebracht."

"Gehäuft liest man auch von Fotoausstellungen mit Fotos, die ein bißchen aus dem "ND"-Schema herausragen. Tut sich da auch ein neues Gebiet auf?"

"Konventionelle Fotografie ist vom Medium her ein Angebot, mit dem sich sehr gut Ausstellungen machen lassen. Man hat Umgang mit mittleren Formaten und fast jede kleine Galerie kann sie

räumlich gut unterbringen. Das Interesse an der Fotografie ist aber auch deshalb gewachsen, weil die Emanzipation der DDR-Fotografie wirklich mit großen Schritten voranschreitet. Die Ausgangspunkte dafür liegen schon in den frühen 70er Jahren. Fotografen, die heute ihre Borniertheiten in den Jurys für Fotoausstellungen offen zu Tage treten lassen, waren damals wichtige Anreger für geistige und formale Herausforderungen. Heute vermögen sie leider selten über ihren Schatten zu springen. Alles, was noch im vertrauten Rahmen liegt, z.B. die ein Dacapo der Klischees meidenden Aufbrüche in der Reportage- oder der Sachfotografie, auch Collagen und Montagen entwickeln sich unbefehdet, schwer dagegen haben es konzeptionelle Fotografen, die aus dem Bereich des Aktionistischen kommen und oftmals keinen Wert legen auf handwerkliche Präzision, weil ihnen investierte Ideen wichtiger sind als das sprachlose Herumwerkeln mit teurem Equipment. Schwer haben es aber auch die Realität simulierenden Inszenatoren mit ihren künstlichen Weltentwürfen. Daß die Fotos dieses Bereichs der Inszenierung wie Standfotos aus Filmen aussehen, kann nicht verblüffen, wenn man weiß, daß hier auch wieder der Super-8-Film Teil der künstlerischen Arbeit ist, wie das z.B. bei der Gruppe 'Nach uns die Zukunft' der Fall war. Interessant sind auch die Verflechtungen von heftiger Malerei und Fotografie ... Selbstaussdruck als Kulturdiagnose spielt in dieser Reibungszone eine entscheidende Rolle."

"Wie kommt denn jetzt plötzlich diese sehr offen geführte Diskussion um den Expressionismus zustande? Einerseits Erberezeption, andererseits anscheinend Begriffssuche, um Strömungen in der jüngeren Kunst auch mit abdecken zu können. Hat die DDR den Expressionismus

plötzlich entdeckt oder versucht sie, Strömungen der jüngeren Generation quasi zu liberalisieren?"

"Expressionismus in der deutschen Kunst, verstanden als Gegenpart zum Idealismus oder zu klassizistischer Ruhe und Gebundenheit, das hat es schon immer gegeben, auch in der DDR-Kunst. Und was die Nachwirkungen der deutschen expressionistischen Avantgarde des 20. Jahrhunderts betrifft, so finden sich heute die verschiedensten neoexpressionistischen Spielarten von impulsiv bis metaphysisch-vergeistigt. Die "Brücke" spielt eine ebenso wichtige Rolle wie Max Beckmann und dann natürlich der riesige Fundus der Weltkunst, aus dem sich die Jungen bedienen: Roualt, Ensor, Bacon, de Kooning, die COBRA und und und. Selbstverständlich hat auch die Entwicklung im Lande ihre Spuren hinterlassen: Heinrich Ehmsen, Bernhard Heisig, Hartwig Ebersbach, der ehemalige Malerkreis um Jürgen Böttcher (also Peter Herrmann, Graf, Göschel, Penck u.a.), auch Lachnit, Rosenhauer und Jüchser, die eigentlich keine Expressionisten sind, aber wichtige Leitfiguren waren und sind wegen ihrer betont malerischen Bildauffassung. Über Expressionismus spricht man in der DDR schon seit deren Gründung, eigentlich sogar noch früher. Das begann etwa 1945 mit dem Satz des sowjetischen Majors Dymshitz: 'Die Versuche der Galvanisierung des Expressionismus, die jetzt besonders in der Malerei zum Vorschein kommen, entsprechen nicht der realistischen Weltanschauung der neuen Demokratie', läßt sich weiter verfolgen an der Realismus-Formalismus-Debatte der 50er Jahre, an den Überlegungen bezüglich der Integration 'modernistischer Strömungen' in die sozialistische Kunst in den 60er Jahren und am Ausspielen der sachlichen Tendenzen in Leipzig und Hal-

le in den 70er Jahren gegen das Malerische in Dresden und Berlin. Als dann 1980 auf einer großen Ausstellung junger Künstler in Frankfurt/Oder der neoexpressionistische Schub offenbar wurde, sich 1982 auf der IX. Kunstausstellung in Dresden verstärkte, von den vielen kleinen Ausstellungsrevolutionen ganz zu schweigen, kam die Kunstwissenschaft nicht mehr drum herum, neue Kapitelüberschriften zu finden, die deutlich machen, daß es in den Jahrgängen ab 1947 eine ganz starke Neigung zum Expressiven gibt. Obwohl das heute so ein Gemisch aus "Brücke"-Aufguß, ART-BRUT-Gekritzel, Action painting und Mut-zur-Frechheit-Besessenheit ist. Du verstehst, der Expressionismus mußte nicht neu entdeckt werden, weil er als Zündschnursystem latent vorhanden war. Und nun qualmen die Lunten wieder. Eine Ausstellung wie 'Expressivität heute' (Studio im Alten Museum, Berlin, 1985), die bisher einzige Schau dieser heftigen Art junger Gegenwartskunst in der DDR, sollte dann den Beweis erbringen, daß man den Brand unter Kontrolle hat. Doch außerhalb des Museums flackert es munter weiter, nicht zuletzt auch deshalb, weil der Staatliche Kunsthandel eifrig die Glut auf den westlichen Markt schaufelt. Ich denke an Giebe, Hampel, Libuda. Scheffler haben sie sich ja entgehen lassen, auch Leiberg, Kerbach und Conny Schleime."

"Es war eine ganze Anzahl junger Maler hier, die in diesem Stil gemalt haben, aber inzwischen die DDR verlassen haben. Ist das mitunter auch ein verzweifelt Ventilöffnen oder möglicherweise ein Ventilöffnen um zu zeigen, wir öffnen jetzt auch, daß auch andere junge Künstler, die unter Umständen sonst gehen würden, jetzt was finden?"

"Die Gründe für eine Ausreise liegen oft auch im Privaten und doch hat das mit

Freizügigkeit recht wenig zu tun. Ich sehe die gegenwärtige Praxis eher als Anzeichen der Hilflosigkeit und als harte Konsequenz des versäumten Dialogs. Besonders bitter ist, daß den meisten ausreisewilligen Künstlern Rückfahrkarten verweigert werden, so daß jeder Abgang eine Beschneidung des kulturellen Gesamtbildes bedeutet. Wer die DDR verläßt, wird aus den Annalen gestrichen, existiert nicht mehr, hat nie existiert. Das ist das besonders Makabre an dieser Sache. Auch die bisherige Wirkungszeit, das umfaßt bei vielen schon die 70er Jahre, ist der Historiker angehalten, nicht mehr zu erwähnen. Ich weiß nicht, wie die ehemaligen Lehrer dieser Künstler damit klarkommen. Im Westen schätzt man es mittlerweile, wenn jemand an der Dresdner oder Leipziger Akademie studiert hat und hier müssen die Professoren die Namen ihrer Schüler möglichst rasch vergessen. Das ist doch schizophoren, insofern aber wieder typisch für die heutige Körpertemperatur des deutschen Zwillingss."

"Wie geht denn die Kunstwissenschaft mit diesen expressiven Tendenzen um? Wenn man die Diskussion in der 'Bildenden Kunst' verfolgt, scheint es da so richtiggehend Auseinandersetzungen zu geben, wie man diese expressiven Tendenzen einzuordnen hat. Urausdruck von Ängsten, weil alles nach Bombendrohung aussieht, oder wirklich eine Legalisierung dessen, aus dem sich selbst heraus malen?"

"Es hat Jahre gedauert, bis sich die Erregung über das Mißtrauen gegen den Intellekt, über das Stammeln und Radebrechen, über 'Verwilderung' von Denken und künstlerischer Formung, Dilettantismus, aber auch über lautstarke Wutausbrüche, gestische Malattacken usw. legte und die Altherrenregie der Kunstwissenschaft sich mit der aktuellen Entwicklung

auseinandersetzte - vorsichtig beobachtend, hinter verschlossener Tür beschreibend, in internen Versammlungen bewertend, nun auch unter dem Aspekt der Veränderung des Beziehungsgefüges zwischen Wahrnehmung, künstlerischer Sprache und Verständigung im Zeitraum der letzten 15 Jahre. Leider läßt sich die Diskussion jener Phase, in der die jungen DDR-Wilden noch die Gift- und Galle- drüsen der Dogmatiker zu reizen vermochten, nicht nachvollziehen, weil die Auseinandersetzungen selten auf offener Bühne ausgetragen wurden. Da es leider unter den jungen Kunstwissenschaftlern nur eine Handvoll gibt, die sich mit den aktuellen Kunsttendenzen auseinandersetzen, es ist ja nicht weniger spannend, dabei aber viel gefahrloser, ins Mittelalter abzutauchen, als die Frustrationen und Luftsprünge der eigenen Generation zu verbalisieren, liegen heute kaum Texte zu Ausstellungen oder anderweitige kunstkritische Untersuchungen vor. Wenn jetzt endlich über den Riß gesprochen würde, der durch die Kultur verläuft, und nicht nur über die expressiven Wundränder, dann wäre das ein wirklicher Anfang, sich den eigentlichen Problemen zu nähern. Letztendlich sind doch nicht die Formsprachen neu, sondern die ungebrochen subjektiven Haltungen, die dahinter liegen, die Formen des Bewußtseins. Expressiv oder veristisch-sachlich oder konstruktiv oder - was weiß ich, so malt man nicht erst seit den letzten Monaten in der DDR. Seit den 70er Jahren ist das Nebeneinander verschiedenster Klangfarben und Ausdrucksregister geläufig. Neu ist, daß lauter als bisher 'Ich' gesagt wird und junge Künstler bereit sind, bis zum Äußersten zu gehen. Auf die äußeren Umstände bin ich bereits eingegangen. Für das Bild heißt das: das Expressive kippt ins Hektische, die Veristen sezieren noch

schärfer, die Abstrakten führen ein noch intensiveres Taucherdasein, der Berliner Lyrismus wird noch melancholischer. Freilich, das Heer der jungen Schrebergärtner harkt weiter die zugeteilten Parzellen und kultiviert die eigene Lahmarschichtigkeit. Die Zeit, da diese Maler noch Fahnenstangen pflanzten, ist aber auch längst vorbei. Doch heute müssen sie nun ersteinmal von den Geisterfahrern der eigenen Generation gerammt werden. Letztendlich ist es Quatsch, zwischen expressivem Ausdruck und Angst ein Gleichheitszeichen zu setzen. Nicht jeder junge Maler, der die Figuren durchs Bild torkeln läßt und eine Vorliebe für spitze Winkel hat, muß gleich zu den Verzagten gerechnet werden. Weniger Rückzug als vielmehr ungezügelter Ausbruch, manchmal ein Kaputt-Solospiel, das provozieren will - das sind die Strecken, auf denen heute wieder gelaufen wird. Auch gegen Amokläufer hab ich nichts. Diese aus den Bildern flutende Ungeduld scheint einen sehr realen Hintergrund zu haben. Wer so laut schreit wie die stimmungswaltigsten unter den Expressiven, der ist Realist. Schau Dir mal die Bilder von Trakia Wendisch oder Angela Hampel an, da wird nicht nur 'Aua!' gemaunt, da klappt Dir die Binde von den Augen! Die Künstler selber wissen meist gar nicht, was ihnen da eigentlich gelingt. Das ist auch gut so. Wäre schlimm, wenn diese Visionen alle kalkuliert wären. Ahnung und Nichtwissen mobilisiert zu haben gegen die banale Erzählerei, das ist auch ein Verdienst der Jungen der 80er Jahre. Leider wird das auf der z.Z. in Dresden laufenden X. Kunstausstellung der DDR nicht deutlich. Eine weitere verpaßte Chance!"

"Ist nicht, was viele jüngere Künstler versuchen, der Begriff Expressionismus auszutauschen mit der Suche nach einem gewissen, sagen wir 'Freistil', der sich

nicht mehr an Vorgaben der Kunstwissenschaft orientiert?"

"Das könnte schon sein. Erst haben die Wissenschaftler den Kulturverwaltern klarzumachen versucht, daß der Expressionismus-Begriff kein Sackgassenschild ist, das neben der proletarisch-revolutionären Kunst steht und nun zeigen ihnen die Künstler, daß 'Expressionismus heute' eigentlich ein Zerbröckeln dieser klassischen Konvention bedeutet, ein Aufsplittern in verschiedene Formauffassungen und Bewußtseinszustände. Manches davon, z.B. reines Farbdripping oder die Radikalisierung von Bildzeichen liegt so weit außerhalb dieses Begriffes, finde ich, und doch wird versucht, das, was herausrutscht, wieder unter den Deckel zu kriegen. Praktiziert wird 'Freistil'. Junge Künstler kümmern sich kaum noch um Begriffsbildungen von Wissenschaftlern und Ideologen, die ihnen hinterherstolpern. Es nützt auch nichts, wenn die alten Formeln lauter und häufiger in die Ateliers trompetet werden. Ein großer Teil der jungen DDR-Kunst hat die tradierten Begriffe, das Revival des 'Bitterfelder Wegs' und die Beschränktheiten beamteten Denkens längst hinter sich gelassen.

Eines möchte ich aber noch anfügen: Wenn wir über den expressiven Trend reden, muß gleichzeitig mitgedacht werden, daß Betonungen der Emotion auch ganz anders aussehen können. Gerade weil momentan hierzulande verstärkt über Expressionismus und seine Folgen geredet wird, fühlen sich insbesondere junge Berliner Maler, die auch seit Jahren ihre Gegenentwürfe zum Einerlei der Themenillustrierung malen, erst recht in ihrer Außenseiterposition bestätigt. Sie stehen dem Literarischen als auch den ungezügelt Lava- und Blutausbrüchen skeptisch gegenüber, weil sie dererlei für

unmalerisch halten. Ihre Bilder sind von ikonenhafter Strenge und beeindruckender formaler Zucht. Ihren asketischen Blick mit dem leicht romantischen Zug halte ich für sehr wichtig, weil sich mit diesen Bildern der verweigerten Sprungbereitschaft ein Korrektiv auch für die Heftigen gebildet hat. Ich sehe nämlich die Gefahr, daß Teile des Lagers der Expressiven, die, die mit gezieltem overacting sich schon in den Akademien verbarrikadiert haben, über kurz oder lang mit dem alten Pathospegel aufwarten werden. Manchmal frage ich mich, womit sie wohl schneller verunglücken - mit ihren so wenig selbstkritischen Statements oder der Illusion, im Innern des Molochs die Räder blockieren zu können."

"Die Szene der Autodidakten, die so gerade, als Sascha Anderson noch hier war, an die Öffentlichkeit getreten ist am Prenzlauer Berg mit Ausstellungen oder den Zeitschriften und das auch heute noch tun, die hat Anderson in einem 'Spiegel'-Gespräch als 'Nichteinsteiger' bezeichnet, denen von vorneherein eigentlich völlig wurscht ist, was an Maßstäben existiert oder was der Staat nun will. Ist die Orientierung nach wie vor so oder sind die Integrationsbemühungen des Staates, die jetzt scheinbar ansetzen, binden die die Leute ein oder siehst Du da Leute selbstständig arbeiten?"

"Soweit ich das überschaue, glaube ich sagen zu können, es hat sich nichts verändert. Wobei, und das muß ich richtigstellen, nicht nur Autodidakten, sondern auch Profis gegebenenfalls ihre ganz eigenen Wege gehen. Sicher wird diese Frage von Rockmusikern anders beantwortet werden als von Malern oder Schriftstellern. Wenn es nun plötzlich Rundfunkleute in der DDR gibt, die für infantilen Gesang, Technoglätte gepaart mit Aggressivität, ausgeflippte Tonband-

schlafen, für Hau-ruck-Gitarreros, wund- und spritzköpfige Texte, kurz und gut - für eine Kaltfront beinharder Elektroartisten eine fette Frequenz zur Verfügung stellen, dann finde ich das ganz o.k., wenn sich kleine Bands nicht nur teurer denn je in der Szene verkaufen, sondern auch über so einen Sender mitteilen. Das hat gar nichts mit Vereinnahmung zu tun. Hier werden nur Chancen genutzt, die vorher nicht bestanden. Solange mir niemand vorschreibt, wie und was ich singen soll, und der Sender spielt mich trotzdem, ist das ein akzeptables Angebot.

Was die Grafik-Editionen betrifft, die gibt es nach wie vor und sie erscheinen regelmäßig und in Selbstverwaltung. Was ich auch sehr normal finde, ist, daß es Hefte gibt, die jetzt nicht mehr erscheinen, dafür gibt es andere, die die Palette des Angebots erweitern. Wer dieses Angebot mit bereichert, hat die Phase der Klärung von Sinn und Ziel des Ganzen hinter sich, Profile sind gewachsen. Wenn heute jemand etwas schreibt oder malt oder fotografiert, dann schon mit Blick auf eine ganz bestimmte Veröffentlichung."

"Zur 750-Jahr-Feier wird aber auch mit Anstrengung versucht, die Heimstatt dieser Szene am Prenzlauer Berg zu sterilisieren, um auch so Treffpunkte wie das 'Wiener Cafe' stillzulegen."

"Ach du meine Güte! Deine Angst möchte ich haben. Da sehe ich gar keine Gefahr. Kreativität und Unabhängigkeit lassen sich doch durch den Bauboom nicht glattsanieren. Wenn es nicht das 'Wiener Cafe' ist, dann ist es eben mal eine andere Kneipe, wo man sich trifft. Und daß man nur im finstersten Hinterhof gute Bilder malen oder ein Buch schreiben könnte - dieses biedermeierliche Klischee ist einfach unerträglich! Außerdem wird gerade im Prenzlauer Berg behutsamer saniert als anderswo, oft sogar schon

ein bißchen zwanghaft nostalgisch. Von Sterilisierung kann keine Rede sein. Außerdem werden Distanzen zu gesellschaftlichen Normen nicht nur bei denen, die auf dem Prenzlauer Berg wohnen, deutlich. Sicherlich, Wohnumwelt prägt, aber wichtiger sind die Freiheiten und Unfreiheiten, die in einem selber liegen. Denen, die wirklich etwas zu sagen haben, ist es doch immer wichtiger gewesen, über ihre Sprachfähigkeit und Sprachbereitschaft nachzudenken als darüber wo sie heute abend ihr Bier trinken können."

"Zusammenfassend, so nach Deinem Einblick und Überblick ist also das kreative Potential hier vom Prenzlauer Berg längst nicht tot, sondern nur totgesagt..."

"Richtig."

"Also Künstler auf der ewigen Freiraumsuche."

"Das klingt mir zu geschwollen, aber im Kern hast du recht."

"Letzte Frage: Wenn Du eine Ausstellung konzipieren könntest, mit 10 Künstlern aus der DDR, die im Moment das repräsentieren, was auch andere beeinflusst, wer würde für Dich wichtige Rollen spielen? Egal aus welcher Generation. Wen würdest Du vorschlagen?"

"Das ist schwierig. Da würde ich länger nachdenken wollen, weil mir sehr viele Leute ausgesprochen bedeutsam erscheinen für das Kunstgefüge."

Spontan denke ich an Ernst Schroeder, an den A.R. Penck seiner Dresdner Zeit, an Gil Schlesinger, Bernhard Heisig und Hartwig Ebersbach. Erstaunlich ist, welchen Einfluß auf andere Künstler schon Walter Libuda, Wolfram A. Scheffler und Angela Hampel haben. Eine Ausstellung würde ich aber lieber mit Malern machen, die als 'stille Väter' wirken gegenüber den Jungen, deren Werk streckenweise noch unentdeckt geblieben ist oder die in Vergessenheit zu geraten drohen wie Karl

Hofer, Max Uhlig oder Roland Frenzel. Völlig aus dem Blickfeld geraten sind Hans Hartung und Wols. Junge Dresdner Neoexpressionisten fragen jetzt aber wieder nach diesen aus der deutschen Kunstgeschichte herausoperierten Turbulenzszenen.

Unersätzlich für die Gegenwart sind Künstler mit Abstandshaltung gegenüber dem Kälberstrick. Das sage ich auch auf die zu erwartende Tatsache hin, daß dieser manchem Künstler morgen schon am Hals baumeln wird. Grundsätzlich hab ich allerdings ein gutes Gefühl, denn es pocht und kratzt untergründig weiter, schießt hier und da heiß heraus und verweigert sich dem Anpassungsstreß. Die Revolte der Sinnlichkeit, des Ich-bewußten Engagements, die wir seit Ende der 70er Jahre in der DDR erleben, sie dauert noch an, selbst wenn einige starke Talente, die sie mit vollzogen haben, nicht mehr da sind."

(1) Titel einer im Selbstverlag hergestellten Zeitschrift, die in der DDR kursiert.

(2) Titel eines Buches von Sascha Anderson (lebt seit 1986 in West-Berlin) Rotbuch Verlag, West-Berlin, 1983

(3) Titel eines Buches von Lutz Rathenow, Piper Verlag, München/Zürich, 1982

(4) Titel eines Buches von Uwe Kolbe, Aufbau Verlag, Ost-Berlin, 1986

(5) Vgl. auch das von C. Tannert zusammengestellte Super-8-Film-Paket zum 7. Internationalen Experimentalfilmworkshop, Osnabrück, 28.-31.5.1987 (Katalog)

Wilfried Linke

# aus "Die Verwilderung"

*ein prosa poem*

## TAGTRAUM FILM

nach dem mundtoten gestammel des tages  
fallen messiashammer tv in den abend für  
abend die bewußt designer entfärben die  
vorfilme  
lust in a bleib messianin deiner selbst

moviestar auf meiner netzhaut kino unter  
dem bewußten

blendet der vorspann auf: meine seh-  
sucht kreuzt  
den taubnesselweg freie feldfarben zäune  
lattenlose grüßen erleichtert den horizont  
während nervöse rauchpilze aus meiner  
zigarette

wachsen gelb die rapsfelder gelb die wol-  
ken vom warten

auf das gewitter dein abfallkleid blitzt in a  
hinter der weggabelung leuchtschrift die  
haare  
und die fetzen deiner brandblicke tätö-  
wieren  
meine fantasie the times they are chan-  
ging

der hauptfilm entläuft in die vogelper-  
spektive

das gelächter des roten milan verfolgt die  
beute  
vogelstrategie wie unser blindflug über  
dem gelbmeer  
in a wir sind das brennende treibgut darin  
in uns krepitiert das ersehnte gewitter

vom cäsiumwind bestäubt sind die taub-  
nesseln  
im roten milan hockt der grüne star wir  
wechseln  
vor der weggabelung die kassette der sen-  
timentalität

aus und vergilben als standfoto im ab-  
spann

HAUSER wird sich an seinem Tagtraum  
rächen und der nächsten Frau das Geläch-  
ter des Roten Milan vorführen.

Diese Art Überlebenstraining, durch-  
schaut HAUSER, das Untertauchen auf  
der Leinwand, blockiert Leben.

Chancen, die sich da eröffneten, waren  
keine.

Die Filmwelt ist die gewollte Täuschung  
der Sinne angesichts des Alltags.

HAUSER fürchtet, als Filmstar zum  
Triumphieren gezwungen zu sein,  
fürchtet, ein schiefes Lächeln könnte sich  
in sein Gesicht gravieren,  
fürchtet, seine Gedanken könnten sich in  
Glacé hüllen,

seine Augen matt werden mit ihrer colou-  
rierten Leere.

So stürzt HAUSER ab in den herrschen-  
den Alltag.

Keine der dreisten Stadtauben reagiert  
auf diesen Unfall. Sie hacken ihre Schnä-  
bel weiter in die verdreckten Brötchenre-  
ste, die neben einem überfüllten Abfall-  
container liegen.

deine angst: schwarzweiß fraumann ost-  
west

deine angst programmiert die lebensdaten  
einer lüge

zum beispiel das zwingende errichten ei-  
ner

brandschutzmauer auf freiem feld  
in den computer eingeben cokain  
und die geschwärtzten biografien eine  
sternstunde färben

steig aus dem programmierplenum  
in ein zufalleben

und feiere den unkontrollierten frühling  
deiner pfauenauge

grußlos das dualsystem verlassen

Ina, Moviestar, ihre Blicke bleiben bald,  
von ihr zu ihm unterwegs, auf der Lein-  
wand stecken.

HAUSER ist irgendwo versandet. DA-  
BEIZUSEIN - diese Oase, nur ein paar  
Atemzüge entfernt. Doch er rückt von  
sich selbst ab. Ist Leben Packpapier, in das  
man sich einhüllen kann, um unbeschadet  
über die Runden zu kommen?

ihr seid unsre spiegel  
wir die bilder eurer schranken  
eure risse fortgepflanzt  
in unsere gedanken

Den fremden Rhythmus, den HAUSER in  
seinem Körper spürt, zerstört langsam den  
euphorischen Auftakt Hoffnung. Hier -  
vielleicht? - beginnt seine Rückbildung.

## ABBRUCH

abbruch der piratenviertel altstadt säu-  
bern

die verrufenen schlachthäuser der doppel-  
moral

diese fachwerke der unzucht ragten vital  
in die renovierte neuzeit und rattenmusik  
filterte sturzschreie von nebenan aus dem  
GROSSBLOCK.

in a messianin der angstlärm zerreißt  
mein herzfell komm

in die verfaulte dielenlandschaft abbruch  
abflug higher and higher

frühstück in subtropischen rousseaubil-  
dern

lianenwände kriechen herab  
und mandragorasafte das letzte geheimnis

maraschino oder marihuana in a  
wir fressen den kakerlaken

die letzte hoffnung aus den ritzen

dann detonieren autotüren im staubpilz  
schwirren polizisten glasscherben blühen

im hof mein haß schießt auf mich  
DAS HABEN WIR KOMMEN SEHEN

## DIE TELEFONZELLE

Chiffren überall hingekritzelt.

Die gläserne Zellenwand beschmiert,  
ohne Botschaft die Zeichen.

Ein Froschgesicht drückt sich von außen  
an die Glastür. An der flinken, klebrigen  
Zunge haften Herzenswünsche. Erschro-  
cken wendet HAUSER dieser Einbildung  
den Rücken zu. Doch überall Gesichter -  
lebendig wie Milchglas.

HAUSER begreift, daß er von seiner Fan-  
tasie eingehüllt wird. Die Mundwinkel  
der Gesichter verschieben sich stetig, aus  
fremden Gesichtern werden bekannte, die  
das Zelleninnere beäugen:

der Betrunkene aus der S-Bahn/ ein stin-  
kender Hals-Nasen-Ohren-Arzt/ den sich  
aus seiner Uniform reißen Polizisten/  
ein zartgrünes Cape mit dem Bild des Fri-  
sörs/ den angeschossenen Torwart/ eine  
melonenfressende Schauspielerin/ zwei  
feige, mechanische Musiker/ eine junge  
Frau mit einem Kinderwagen voller  
Scherben/ ferner einen schöngeistigen  
Zuweisungsverhinderer für Wohnraum/  
einen Hausgemeinschaftskommandeur/  
und einen bizarren Bleinebel, der aus al-  
len Mündern steigt.

NOTRUF wählen - HAUSERs unbeding-  
ter Reflex, obwohl er nahezu paralytisch  
ist. Doch keine Zahl mehr auf der Wähler-  
scheibe, stattdessen zehnmal ein NEIN.  
Die Zeitansage meldet sich von selbst,  
dann eine sanfte Stimme:

WISSEN SIE, DIE DESTRUKTIVEN  
TRÄUMER SIND DIE KAKERLAKEN  
DER NACHT - UND DIE FINSTERNIS  
DER TAG IHRER VERRUSSTEN SEE-  
LEN!

Pause. Freizeichen.

SIE SIND DIE VERWIRKLICHUNG



Berlin, Prenzlauer Berg, Erich-Wienert-Str. 6

UNSERER TATEN.

Pause. Freizeichen.

BEMÜHEN SIE SICH UM DAS ER-  
SCHLAFEN IHRER AUGENLIDER -  
ALS SCHUTZ VOR DEM LEBEN, VOR  
HOMOSEXUELLEN BLICKEN UND  
VOR DER ALLTÄGLICHEN KRUMM-  
LAGE IHRES SPIEGELBILDES.

Pause.

Stille.

Stille.

In dauerschadende Panik geraten, zwingt  
sich HAUSER aus diesem Glaskasten.  
Die Chiffren an dessen Wand verbergen  
schadenfroh ihren wirklichen Sinn.

HAUSER bricht eine Autotür auf, startet  
den Wagen und rast auf die Telefonzelle  
zu. Aber sie ist verschwunden, diese Zelle,  
nur Ödnis weit und breit, ein entleerter  
Platz, ein Niemandland im Stadtkern,  
ausgelegt mit Terrazzoplatten bis zum  
Horizont, tot wie ein Flugfeld.

HAUSERs Hand brennt von den Schnitt-  
wunden, die Jeans sind blutverschmiert an  
den Beinen.

Irgendwelche Erwartungen hat HAUSER  
auch jetzt noch. Sie sind wie Erdbeerfel-  
der im Glas - und doch signalisiert es Le-  
ben, wenn auch nur glimmendes.

Er macht sich auf den Weg über diesen  
maßlosen Platz. Wenn er ab und an den  
blauhäutigen Himmel wahrnimmt, glaubt  
er, die Rettung liege für ihn im bloßen  
Überqueren dieser quadratischen Wüste.

betonweite betonwüste platz  
zum kundgeben hier  
wächst gras unter die erde  
schneidet wind jede pflanze im keim ab  
dunkeln zeitungsschneestürme den mor-  
genstern ein

ich habe du hast wir haben  
uns blenden lassen  
von idealisierten vatergesichtern  
mit eingebilddeten missionsfalten  
totenmasken  
im büro im clo am straßenrand  
die gravieren sich  
überlebensgroß auf pappe aus stein  
in unsere hemisphären unter der kopfhaut  
ein  
bis in den herzkern

# Geschichten von Bodo Hake

Nachdem es nun einmal geschehen ist, kommt Bodo Hake auf die Welt und gründet diese Figur.

Seine Kindheit und Jugend verfließt wie eine gewöhnliche Kindheit und Jugend. - Bis auf die Tatsache: Mit drei Jahren fällt er in den Fluß und erfährt eine Ahnung von der Leichtigkeit des Jenseits. Ein Penner fischt ihn heraus. Dadurch erlangt Bodo Hake die Gewißheit, daß das Leben mit ihm bedeutendes vor hat.

\*

Vor dem Reisebüro eines befreundeten Landes studiert Bodo Hake die Angebote für Reisen in aller Herren Länder sowie die danebengesetzten Dollarpreise.

Den ausgestellten Globus betrachtend, entdeckt er, das Verhältnis zwischen Erde und Mensch ist so beschaffen, daß bei täglich acht zurückgelegten Kilometern gerade sieben Jahre nötig wären, den Erdball zu umrunden. Bodo Hake nimmt sich vor, täglich mindestens diese Kilometer zu laufen.

Zur Arbeit und zurück sind es bereits sechs.

\*

Nach den Überstunden, ohne die die Blumenrabatten im Stadtzentrum nicht rechtzeitig vor dem Besuch des hohen Repräsentanten zu bepflanzen gewesen wären, schaut Bodo Hake auf ein Bierchen in der Kneipe vorbei. Dort setzt sich der zu ihm, der jeden Tag herkommt, immer im weißen Hemd, immer mit Schlips und abgetragener Jacke. Immer schweigend.

Auch heute sitzt der in sich gekehrt und wartet. Noch ist Zeit. Im Geist geht Bodo Hakes Gegenüber die Strecke durch. Dabei spielen die Finger selbstvergessen in Höhe des Lenkrades. Er verlagert die Zigarette aus den braunschwarzen Fingerkuppen zwischen die Lippen,

drückt die grünen Knöpfe. Türen schließen. Rote Kontrollampen leuchten auf. Bodo Hake weiß, gleich fährt der los. Die Hand des Mannes liegt gelassen auf dem Schaltknüppel, wartet die Touren ab, schaltet, lenkt. Zwischengas, schalten. Er lächelt, stemmt sich plötzlich mit verzerrtem Gesicht gegen das Lenkrad. Vollbremsung. Dumpf der Aufprall, Krachen und Scheppern von Blech, splitterndes Glas. Der Fahrer sitzt einen Moment betäubt, preßt dann den Kopf gegen die geballten Fäuste auf der Tischplatte.

So war das doch?! Er rannte die wenigen Schritte zu der dunklen Limousine, half dem Mann im Fond heraus. Unverletzt. Der Chauffeur saß mit Schock am Rand der Böschung. Gleichrangige Straße. Er kam mit seinem Bus von rechts.

Oder? Der Mann ist sich dessen nicht mehr sicher, seit er aus der geschlossenen Abteilung entlassen wurde.

Bodo Hake bestellt ein Bier für ihn. Mehr kann er nicht tun. Wie immer hebt der andere nicht die Augen. Er wartet. Möglich, daß er die Tour an diesem Abend noch viele Male fahren muß.

\*

Bodo Hake fragt mehrere Bekannte nach der Fernsehreparaturwerkstatt mit der längsten Wartezeit, erfährt von einer, die mindestens drei Wochen brauchen soll.

Das kommt ja einem Jahresurlaub gleich! Er lacht vergnügt.

Zu Hause schraubt er seinen Fernsehapparat auf, kappt eine Leitung, tarnt die Schnittstelle geschickt und läßt das Gerät abholen.

Nach drei Jahren fragt er nach. Der Mechanikermeister erklärt bedauernd, sie müßten die Bildröhre, Kanalwähler- und möglicherweise weitere Module wech-

seln, was sich für diesen alten Apparat nicht lohne.

Bodo Hake bedankt sich, gibt ihm ein reichliches Trinkgeld, nimmt den Apparat nach Hause, flickt die Leitung und denkt beim Verfolgen der Programmorschau zufrieden an Dinge und Bekanntschaften, die er ohne die fernsehfreien Jahre nie erlebt hätte.

Bodo Hake hört gern zu, wenn andere Menschen erzählen, findet aber, viel zu viele sagen: O.K.

Darüber wundert er sich und fragt zu Hause seine Frau: Warum sagen die nicht WC?

Sie antwortet: Ehrlich, so was blödes wie Dich ertrage ich nicht lange.

Wenn sie "ehrlich" sagt, weiß er, meint sie das nicht ehrlich, und er kann beruhigt in die Kneipe ziehen.

Dort gesellen sich zwei fröhliche Menschen zu ihm an den Tisch. Die singen im Wettstreit "La Montanara", "Schneewalzer" und " 's is Feieromd". Bodo Hake genießt das Bier, die Broilerkeulchen und macht den Schiedsrichter für sie.

Auf dem Heimweg findet er den Tag ganz o.k.

\*

Im Kulturpark, in dem Bodo Hake Blumenrabatten von grobem Unkraut säubert, bemerkt er auf einer Bank eine unscheinbare Frau. Sie liest ganz in ein schmales Buch vertieft.

Am zeitigen Abend spaziert Bodo Hake umgezogen, den Sonnenuntergang genießend, nochmals durch den Park, schlenkert zufrieden mit sich und der getanen Arbeit die Kieswege entlang.

Zufällig sieht er die Frau die Freitreppe zum angrenzenden Palais hinaufsteigen und zwischen den Säulen verschwinden.

Das Plakat am Eingang kündigt für diesen Tag nur eine poetische Lesung an. Eigentlich interessiert sich Bodo Hake nicht für Verse. Aber der weltfremde Eindruck, den diese Frau auf ihn macht, weckt seine Neugier, läßt ihn einem Pärchen ins Innere folgen.

Im Klubaum trifft er etwa zwei dutzend Leute an. Die Frau sitzt ein wenig verloren vorn an ihrem Tisch, den eine Vase mit einem Sträußchen Alpenveilchen ziert. Bodo Hake empfindet Mitleid mit ihrer schwächtigen Erscheinung. Vor allem aber berührt ihn ihr unsicherer Silberblick, den sie unsterk über die Köpfe wandern läßt.

Ihre Stimme klingt angenehm melodisch. Die Gedichte kommen ihm wie die Klage eines müden Lichtstrahls vor, der sich ständig an den Spiegelwänden ihres Inneren bricht. Er versteht eigentlich nichts. - Außer, daß die Verse Regenwetter noch trüber machen würden. Einige Zuhörer gähnen.

Nach einer Stunde beendet die Poetin ihre Lesung. Alle bis auf Bodo Hake brechen auf. Er sieht zu, wie sie ihr Manuskript und ihr Buch einpackt. Zwischen ihnen entwickelt sich ein Gespräch, während dessen Verlauf sie bemerkenswertes Interesse für den Gärtnerberuf offenbart.

Im Hotel sagt er ihr, sie habe verführerische Haut, greift nach Kuli und Schreibblock, um ihr ein Gedicht über die Empfindsamkeit der Mimose zu verfassen. Sie nimmt ihm den Block aus der Hand. Beide falten Papierflugzeuge aus allen ihren Gedichten und lassen sie in den Abend steigen.

Nachts, tief im Schlaf, entweicht ihr ein kräftiger Wind. Daraufhin verläßt Bodo Hake leise und zufrieden das Hotelzimmer.

\*

Kurz vor Ladenschluß will Bodo Hake auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Brot kaufen. Der vorbeifahrende, sehr lange Armeekonvoi hindert ihn daran.

Das wäre eigentlich alles.

\*

Gewöhnlich enthält sich Bodo Hake der Beschäftigung, politische Abkommen zu lesen. In diesem Fall aber, nach dem ersten wirklichen Abrüstungsabkommen der Welt, demzufolge sämtliche Mittelstreckenraketen der beiden Großmächte friedlich eliminiert werden, und nicht wie bisher gegenseitig Alteisen aufgewogen, gießt er sich einen teuren Whisky - für den ein Gärtner viele Stecklinge setzen muß - und einen guten Wodka in zwei Gläser, mischt das scharfe Zeug im Mund und findet Gefallen daran, programmatisch zu spintisieren:

Gegen Null rüsten

bewirkt: Freilegung wirtschaftlichen Potentials,

bewirkt: Weltweite Verbesserung der Lebensqualität,

- bei geringerem Aufwand für den Einzelnen,

- mit echter Chance für den Umweltschutz,

bewirkt: Stabilisierung der Weltbevölkerung durch soziale Sicherheit in bisher armen Ländern,

bewirkt: Wiedererlangen des deformierten Gleichgewichts in der Natur,

also: Die Geburtsstunde eines humanistischen Zeitalters.

Bodo Hake wundert sich über die unterlaufenen Politfloskeln. Egal! KOPTISMUS tauft er dieses Zeitalter greifbarer Vernunft in seinem Überschwang. - oder: KOPILISMUS. (Beides: Kapitalistisch, optimistischer Sozialismus)

Wenn nötig, mögen umfangreiche Stäbe außerordentlich Bevollmächtigter

in langwierigen Verhandlungen die Entscheidung zugunsten eines dieser, das neue Zeitalter benennenden, Fundamentalbegriffe finden, überlegt Bodo Hake und schüttet in der Gewißheit, die weiteren Aktivitäten getrost den Politikern übertragen zu können, teuren Whisky und guten Wodka nach. Gleichzeitig, darauf kommt es an.

**Peter Böhlig über eine Negation der Negation von Literatur/Thomas Günther über die Nummer Sechs: Prenzlauer Berg/Michael Thulin über die Texte Schedlinskis/Johanna Braun und Günter Braun: Sich in Übereinstimmung bringen / Drei Texte von Lutz Rathenow/Det Opitz: Auszüge aus einem Roman/Holger Eckermann und Christoph Tannert über junge Künstler in der DDR/ Ein Prosa Poem von Wilfried Linke/Udo Scheer: Geschichten von Bodo Hake/ Fotoserie: Die Kaltschmiede**

